Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privatanzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 15 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 22. | Nebra, Sonnabend den 17. März 1906. | 19. Jahrgang.

Aus Serbien.

Über die Lage in Serbien läßt sich der „Ber. Cour.“ von einem Mitarbeiter interessante Einzelheiten berichten.

Das Ministerium Stojanowisch, dessen Herrlichkeit nicht volle zehn Monate gedauert hat, ist vor wenigen Tagen zurückgetreten, nachdem es durch seine Unfähigkeit soviel Unheil als nur möglich angerichtet hatte. Durch seine überkluge Politik, die sich am Ende als recht nützlich herausgestellt hat, ist die kostbarste Zeit verloren gegangen, in der Serbien mit Österreich-Ungarn, von dem es wirtschaftlich völlig abhängig ist, wenn nicht einen Handelsvertrag, so doch wenigstens ein Handelsprovisorium hätte zustandebringen können, womit der Eintritt eines vertragslosen Zustandes vom 1. März ab verhindert worden wäre.

Den Anlauf zu einer „wirtschaftlichen Befreiung“ von Österreich-Ungarn hat man in Belgrad schon einige Male genommen, aber jedesmal endigte er mit einem großen Mißerfolg, dessen Kosten die serbische Landwirtschaft und die serbische Handelswelt zu tragen hatten.

Der Streit dreht sich jedesmal um die sog. Veterinär-Konvention, die Serbien von Österreich-Ungarn unabläßig fordert. Die Ausfuhr von serbischem Vieh, insbesondere von Schweinen, nach Ungarn ist sehr bedeutend. Aber der ganze Handel hat unter der großen Unsicherheit zu leiden, die von der Handhabung der Veterinärpolizei an der Grenze bedingt ist. In der Praxis haben sich die Dinge so gestaltet, daß jedesmal, wenn der Schweinemarkt in Steinbruch an einer Überladung leidet, und die [illegible] sperre gegen Serbien als eine Art Ventil angewandt wird. In Belgrad hat man daher immer eine Veterinär-Konvention gefordert, durch welche eine unbegründete Zurückweisung von serbischem Vieh an der Grenze verhütet werden sollte. Diese Forderung wird man jedoch in Budapest — in Wien denkt man darüber ganz anders — niemals zugestehen. Und wie sich auch die Verhältnisse in Österreich-Ungarn handelspolitisch gestalten mögen, in Ungarn wird man keineswegs eine unbegrenzte Zulassung serbischer Schweine billigen. Tritt ein Zollkrieg ein, so wird man da auch jede Durchfuhr von lebendigem und von geschlachtetem Vieh verbieten. Serbien muß daher, da es eine andre Ausfuhrstraße nicht besitzt, von zwei Übeln das kleinere wählen und die Dinge beim alten lassen.

Selbst wenn die Zollunion mit Bulgarien, durch die man sich einen andern Weg für die serbische Ausfuhr bahnen wollte, etwas mehr als eine Einbildung war, ist doch jedenfalls zurzeit an eine praktische Durchführung solcher für die fernere Zukunft geltenden Pläne nicht zu denken.

In Serbien ist man nun des Kampfes herzlich müde und der vertragslose Zustand dürfte doch in nächster Zeit durch die Vereinbarung eines Handelsprovisoriums aufhören. Es wäre aber dringend zu wünschen, daß bei dieser Gelegenheit auch die politischen Verhältnisse eine gründliche Besserung fänden. In Belgrad spielen sich seit der Thronbesteigung des Königs Peter die Ereignisse genau so ab, wie in der Zeit der Regenschaft und während der zehnjährigen Regierung des unglücklichen Königs Alexander. Es werden auch fast bei allen Krisen dieselben Namen genannt, und auch die Reihenfolge der sich ablösenden Regierungen bleibt dieselbe. Die radikale Partei ist in mehrere Gruppen gespalten, und in den meisten Fragen handelt es sich gar nicht um sachliche, sondern um rein persönliche Differenzen. König Milan, und später auch König Alexander, pflegte sich in solchen Fällen dadurch zu helfen, daß er mit der parlamentarischen Regierung brach und ein Geschäftsministerium berief. Die serbische Geschichte der letzten Zeit zeigt, daß eine solche Regierung, die von Parteihader unbeeinflußt blieb, immer die ersprießlichste war. Indessen wäre es für König Peter, der immerhin mit seiner Vergangenheit zu rechnen hat, nicht raisam, ebenfalls eine parlamentslose Regierung zu schaffen. Sogar das häufige Auflösen der Skupschtina, das bei jedem Regierungswechsel unvermeidlich zu sein scheint, dürfte sich für den jetzigen serbischen Herrscher wenig eignen. König Peter zeigt sich auch bestrebt, dem nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen; er weiß, wie wenig das ewige Wahlfieber dem Lande und dessen ruhiger Entwickelung zuträglich ist. Seine Bemühungen gehen daher augenscheinlich nach der Richtung der Verständigung zwischen den radikalen Gruppen, doch ist, wie schon bekannt, bisher ein Erfolg darin noch nicht zu erreichen gewesen.

Die endgültige Entscheidung über die Bildung eines neuen Ministeriums, womit zunächst General Gruitsch betraut worden ist, wird auch für die auswärtige Politik Serbiens von großer Bedeutung sein. In Belgrad zeigte man sich in der letzten Zeit dem von Sofia aus gehüten Einfluß sehr zugänglich. Es wäre zu wünschen, daß man den Mut gewänne, mit dieser Politik der Unruhe und der Unberechenbarkeit zu brechen. Ob sie Bulgarien Nutzen bringen wird, ist noch sehr zweifelhaft — Serbien aber hat bisher nur Nachteile von ihr erfahren.

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag erledigte am Dienstag eine Anzahl kleinerer Etats nahezu ohne Debatte. Auch der Gesetzentwurf betr. die Entlastung des Invalidenfonds wurde debattelos in zweiter Beratung erledigt. Es folgte der dritte Nachtragsetat mit den Forderungen für Ostafrika. Abg. Erzberger (Zentr.) griff das ganze bisherige System der Kolonialverwaltung an. Er führte den Fall des Hauptmanns Kannenberg und den des Gerichtssekretärs Koch an, der schon in der Kommission eine Rolle gespielt hat, und beschuldigte die Verwaltung des Berufschaftsystems. In der Errichtung religionsloser [illegible] Begünstigung des Mohammedanismus. Abg. Bebel (soz.) ergänzte die Ausführungen Erzbergers in einigen Punkten, namentlich in bezug auf den Fall Kannenberg. Kolonialdirektor Grüberg zu Hohenlohe-Langenburg legte seine Grundsätze über Kolonialpolitik, über die Vorbildung von Kolonialbeamten und über die Religionsgebräuche der Eingeborenen dar. Er suchte besonders die Befürchtungen des Zentrums zu zerstreuen, als ob wir in Ostafrika den Mohammedanismus begünstigten.

Nur 14. b. steht zur Beratung der freisinnige Initiativantrag auf Beseitigung der landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechts für Frauen durch Reichsgesetz.

Abg. Pachnicke (frs. Vgg.): Der Antrag unterscheidet sich von den ähnlichen in früheren Sessionen von uns gestellten Anträgen dadurch, daß er in allgemeinen die landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechts für Frauen beseitigen will, während die früheren Anträge den Frauen die Angehörigkeit zu Vereinen mit sozialpolitischen Zwecken gestatten wollte. Das Reichsgericht und das Kammergericht haben die Teilnahme von Frauen an politischen Versammlungen und ihre Angehörigkeit zu politischen Vereinen sehr eng begrenzt. Demgegenüber macht es nichts aus, daß der Berliner Polizeipräsident und der preußische Minister des Innern den Polizeibeamten eine gewisse Latitüde gegeben haben, Frauen zwar in Versammlungen als Zuschauerinnen, nicht aber als Teilnehmerinnen zu dulden. In Sachsen und Mecklenburg ist es noch ungünstiger. Deshalb wünschen wir, daß das Reich in dieser Frage vorangeht.

Abg. Bassermann (nat.-lib.): Meine Freunde sympathisieren mit dem vorliegenden Antrage durchaus. Wenn auch ein Notgesetz zur Regelung dieses Kapitels des Vereins- und Versammlungsrechts notwendig, so hoffen wir doch, daß der Reichskanzler die Gleichstellung der Frauen endlich herbeiführen wird.

Abg. Sindermann (soz.): Meine Freunde werden für den Antrag Pachnicke stimmen, wenn wir auch das gleiche Wahlrecht auch für die Frauen verlangen. Was nützt denn den Frauen das Versammlungsrecht, wenn sie nicht in der Lage sind, in den Parlamenten ihre Anschauungen und Rechte zu vertreten? Mit dem pflaumweichen Auftreten wird nichts erreicht. Wir verlangen Beseitigung aller Gesetze, die die Frauen in ihrer Bewegungsfreiheit hemmen.

Abg. Müller-Meiningen (frs. Vp.): Unser Vereins- und Versammlungsrecht ist ein Überbleibsel des alten Polizeistaates Preußen. Von den dreißig Millionen deutschen Frauen stehen heute schon sieben Millionen im Erwerbsleben. Der Begriff „politische Betätigung“, zu der wir die Frau zugelassen wissen wollen, ist allerdings sehr dehnbar. Von den Vereinen bleibt höchstens der Rauchklub „Blaue Wolke“ als nichtpolitischer Verein übrig. Das „Ehret die Frauen“ ist geradezu eine Verhöhnung, solange man sie auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts Unmündigen, Narren und Verbrechern gleichstellt.

Die Abgg. Lattmann (wirtsch. Vgg.) und Stychel (Pole), die ebenfalls zum Wort gemeldet sind, sind beim Aufruf nicht im Saale anwesend. Damit schließt die Beratung des Antrages, der darauf angenommen wird.

Darauf geht das Haus zur Beratung des Antrages der Polen über, der die Vorlegung eines Gesetzentwurfs betr. Abänderung des § 130 Str.-G.-B. fordert. § 130 Str.-G.-B. lautet: Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten gegeneinander öffentlich anreizt, wird mit Gefängnis bis zu 600 Mk. oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.

Abg. v. Chrzanowski (Pole) begründet den Antrag und verlangt, daß der dem Sinne des gedachten Paragraphen widersprechenden Interpretation der Begriffe der „Gefährdung des öffentlichen Friedens“ sowie der „Anreizung zu Gewalttätigkeiten“ seitens des Reichsgerichts Einhalt getan werde. Redner geht auf die Bestrafung von Polen auf Grund dieses Paragraphen ein, die entweder Abzeichen mit dem polnischen weißen Adler oder Postkarten mit polnischen Aufschriften oder mit Abbildungen aus der polnischen Geschichte verbreitet haben. In den Kreisen des preußischen Volkes sei man überzeugt, daß die Richter mala fide (in böser Absicht) bei der Auslegung dieses Paragraphen handeln. (Vizepräsident Graf zu Stolberg ruft den Redner zur Ordnung.) Redner legt unter großer Heiterkeit außer den obigen Postkarten usw. eine polnische Mütze (Confederatka) auf den Tisch des Hauses, deren Tragen nach Ansicht preußischer Richter unter § 130 Str.-G.-B. fällt.

Abg. Stadthagen (soz.) führt Fälle von Verfolgung sozialdemokratischer Redakteure auf Grund des § 130 an und polemisiert gegen die zunehmende Anwendung politischer Tendenzprozesse.

Abg. Dove (frs. Vgg.): Auch wir wünschen eine Beseitigung der Mißgriffe, wie sie auf Grund dieses Paragraphen gar zu häufig vorkommen. Da wir in diesem Antrage diese Tendenz zu finden meinen, so stimmen wir ihm bei.

Abg. Bachem (Zentr.): Wir werden dem polnischen Antrage zustimmen, sofern ihm die Worte „seitens des Reichsgerichts“ genommen und dadurch die Tendenz des Antrages beraltgemeinert wird.

Die Abgg. Jessen (Däne) und Brubn (Ant.) sprechen im Sinne des Abg. Bachem.

[illegible] erklärt sich mit der Streichung der Worte „seitens des Reichsgerichts“ einverstanden.

Darauf wird der im Sinne des Zentrums umgeänderte Antrag angenommen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Kaiser begab sich an Bord des „Kaiser Wilhelm II.“ nach Helgoland, um die dortigen Strandbefestigungen zu besichtigen.

* Das Befinden des Ministers v. Budde hat sich so gebessert, daß der Minister hofft, schon in wenigen Tagen wieder das Zimmer verlassen zu können.

* Die Budgetkommission des Reichstages setzte die Beratung des Marineetats fort und erledigte den Rest der einmaligen Ausgaben. Sodann beantragte Abg. Erzberger (Zentr.) eine Beschlußfassung, die bezweckt, die laufenden Ausgaben mehr als bisher aus dem Ordentlichen Etat zu bestreiten. Das entspreche der jahrelangen Arbeit des Abg. Richter, dem damit am Tage seiner Beisetzung ein Denkstein gesetzt werde. Die Beratung darüber wurde ausgesetzt. Das Extraordinarium wurde fast ohne Abweichung von den Vorschlägen der Regierung bewilligt, ebenso die Gimnahme. Damit ist der Marineetat erledigt.

* Die Dienstvorschrift für das Meldeverfahren und den Nachrichtendienst bei Unfällen, Betriebsstörungen und außergewöhnlichen Ereignissen bei der Eisenbahn ist jetzt dahin ergänzt worden, daß auch etwaige telegraphische Mitteilungen für Angehörige nicht verletzter Reisender auf ausdrücklichen Wunsch der letzteren entgegenzunehmen und auf Kosten der Eisenbahnverwaltung abzugeben sind. Reisende, die sich in Zügen befinden, bei denen ein Zwischenfall vorgekommen ist, können also in Zukunft ihre Angehörigen durch ein gebührenfreies Diensttelegramm beruhigen.

* Das meiningische Staatsministerium hat eine Verordnung erlassen, worin Lehrer und Schulleiter angewiesen werden, darauf zu achten, daß die Kinder vor unangemessener oder Gesundheit und Schulinteresse schädigender Beschäftigung bewahrt bleiben. Etwaige Mißstände soll der Lehrer zuerst durch freundliche Rücksprache mit den Eltern, gegebenenfalls unter Mitwirkung des Schulvorstes und des Kreisschulinspektors abzustellen suchen. Bleiben diese Einwirkungen fruchtlos, so soll der Lehrer dem herzoglichen Schulamt Mitteilung machen, das dann auf wirksame Durchführung des Kinderschutzes dringen wird.

Österreich-Ungarn.

* Das österreichische Abgeordnetenhaus setzte die Beratung der Wahlreformvorlage fort. Die Deutschen erklärten, daß sie einem Entwurf, der den Slawen die absolute Mehrheit im Hause gebe, nicht zustimmen könnten. Eine nationale Verständigung in Böhmen sei notwendig.

Frankreich.

* Das neue Ministerium ist nunmehr endlich gebildet. Es setzt sich aus Mitgliedern aller hauptsächlichen parlamentarischen Gruppen zusammen. Die einzelnen Mitglieder des neuen Kabinetts sind: Sarrien Präsidium und Justiz, Clemenceau Inneres (mit Sarraut als Unterstaatssekretär), Bourgeois Äußeres, Etienne Krieg, Thomson Marine, Briand Kultus und Unterricht, Doumergue Handel, Barthou öffentliche Arbeiten, Raau Ackerbau, Poincaré Finanzen, Leygues Kolonien, Dujardin-Beaumetz Unterstaatssekretär für die schönen Künste, Gérard Unterstaatssekreär für Post. Das Programm, das das Kabinett Sarrien der Kammer vorlegen wird, bekundet bezüglich der Inventarfrage die Absicht der Regierung, ohne Einschreiten des Militärs durch strenge Anwendung der bestehenden Gesetze die Aufwiegler zu treffen. Die äußere Lage betreffend, erklärt das Ministerprogramm, Frankreich wünsche den mit den Forderungen seiner nationalen Ehre zu vereinbarenden Frieden.

England.

* Der Staatssekretär des Auswärtigen beantwortete eine Anfrage, die Auslieferung von Deserteuren zwischen Deutschland und Rußland betreffend, dahingehend, daß es keine Abmachung zwischen Rußland und Deutschland über gegenseitige Auslieferung von militärischen Deserteuren gäbe.

Spanien.

* Auf der Marokkokonferenz wurde in Erwartung neuer und entscheidender Instruktionen aus Paris die Einzelberatung in der Kommission fortgesetzt, wodurch der Fertigstellung des endgültigen Vorschlages einstweilen vorgearbeitet werden sollte. Sodiel aber scheint jetzt schon sicher: Die Instruktionen, die die Pariser Regierung inzwischen ihren Vertretern in Algeciras erteilt hat, entsprechen den von den übrigen Delegierten gehegten Erwartungen bestimmt nicht, denn die Regierung zeigt sich weder in der Bank- noch in der Polizeifrage zu irgend einem nennenswerten Entgegenkommen bereit. Unter solchen Umständen ist es durchaus begreiflich, daß die hoffnungsfrohe Stimmung, die ein paar Tage lang die Konferenz beherrscht, langsam wieder zu weichen beginnt. Man sieht immer deutlicher, daß sich in den Hauptfragen leider keine Einigung erzielen läßt.

Rußland.

* Mitglieder des Adels beschlossen die Einberufung eines nationalen Adelskongresses, um die Adligen zum Schutze ihrer Interessen zu vereinigen.

Balkanstaaten.

* Zehn türkische Soldaten überfielen einen die bulgarischen Grenzposten inspizierenden Offizier, entwaffneten und mißhandelten ihn und führten ihn schließlich in Haft. Die bulgarische Regierung verlangt von der Pforte schleunigste Genugtuung.

Amerika.

* Der am 11. d. erfolgte Tod des Präsidenten von Argentinien Manuel Quintana dürfte größere politische Veränderungen in der Republik nach sich ziehen. Nach einer Meldung aus Buenos Aires wird sich der neue Staatschef, der bisherige Vizepräsident der Republik und Senatspräsident Figueron Alcoria, wie seine besten Freunde versichern, keine vierzehn Tage behaupten können. Dem Chef der siegreichen Opposition Pellegrini, der im Parlament über eine Zweidrittelmajorität verfügt, wird es ein leichtes sein, eine Verfassungsänderung durchzuführen und selbst Präsident der Republik zu werden. Die Bevölkerung hofft indessen, daß eine Revolution sich werde vermeiden lassen.

Raubmörder Hennig ergriffen!

Der Stettiner Polizei ist es geglückt, am Mittwoch des Raubmörders Hennig habhaft zu werden, als er einen Fahrrad-Diebstahl verübte. Der Verhaftete, der sofort den Revolver zog und sich des Beamten durch Schüsse zu erwehren suchte, zeigte auf den ersten Augenblick so große Ähnlichkeit mit Hennig, daß man sofort Feststellungen in der Richtung vornahm, obman es mit dem langgesuchten Mörder zu tun habe. Es stimmte nicht nur die genaue körperliche Untersuchung des Fahrraddiebes mit dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0001

Signalement überein, sondern man fand auch in den Rocktaschen des Fahrraddiebes Dokumente, die auf den Namen Hennig lauteten. Im weiteren Verlaufe stellte die Polizei auf unzweifelhafte Weise fest, daß der Verhaftete der Raubmörder Hennig ist.

Wie die Kriminalpolizei ermittelte, hatte der verschmitzte Bursche in Stettin drei Wohnungen und es steht unzweifelhaft fest, daß Hennig sich bereits seit dem 9. Februar in Stettin aufhält. Es wurde ferner ermittelt, daß der Raubmörder während seines Stettiner Aufenthalts mehrere schwere Einbruchsdiebstähle ausführte. Die Beute brachte er abends nach Berlin, um sie hier mit Helfershelfern zu verstlibern.

Es war nicht so einfach, den gefährlichen Verbrecher in Polizeigewahrsam zu bringen. Bei seiner Verhaftung hat er fortwährend, man möge ihn doch loslassen, er sei nur ein armer wandernder Handwerksbursche; als er aber in der Nähe des Polizeireviers angekommen war, riß er sich plötzlich von der Hand des Schutzmanns los. Im selben Augenblick krachte auch schon ein Schuß, den Hennig mit der linken Hand aus einem sechsläufigen Revolver abgegeben hatte. Die Kugel drang dem Beamten in den Mund und fuhr zur Wange wieder heraus. Glücklicherweise besaß der Verwundete noch soviel Geistesgegenwart, um den Verbrecher mit einem einzigen mächtigen Stockhieb niederzuschlagen. In bewußtlosem Zustande wurde Hennig in das 6. Polizeirevier gebracht, wo man bei Durchsuchung seiner Taschen noch einen neuen amerikanischen Revolver, 20 Patronen, Papiere auf verschiedene Namen und auf Hennig lautend und außerdem 38 Mk. fand. Als der Schwerverletzte zum Bewußtsein kam, gestand er ein, daß er der gesuchte Raubmörder zu sein. Die geglückte Verhaftung wurde sofort dem Kaiser telegraphisch gemeldet. Während der schwerverwundete Schutzmann ins Krankenhaus gebracht wurde, transportierte man Hennig unter starker Bedeckung ins Polizeigefängnis.

Hennigs Raubmord an dem Kellner August Giernoth dürfte wohl noch in Erinnerung sein. Am 4. Dezember v. war Giernoth von einem Manne, der sich „Inspektor Reimann" nannte, aus seiner Wohnung zum Antritt einer Stellung in einem Restaurant, das zwischen Wannsee und Klein-Glienicke liegen sollte, fortgelockt worden. Am 9. Dezember wurde die Leiche Giernoths an der Chaussee zwischen Wannsee und Klein-Glienicke aufgefunden und am 11. Dezember auf dem Forstfriedhofe bei Sternschanze beerdigt. Da bei ihr die Uhr und andre Wertsachen sowie einige Legitimationspapiere sich vorfanden, so hatten die gerichtlichen Behörden, obwohl zwei tödliche Verletzungen konstatiert wurden, angenommen, daß Giernoth Selbstmord verübt habe. Es wurde aber auch festgestellt, daß schon am Nachmittage des 4. Dezember ein Mann, auf den die Beschreibung des angeblichen Inspektors Reimann paßte, bei dem Bankier Werner in der Friedrichstraße das Sparkassenbuch Giernoths deponiert und darauf 550 Mark geliehen hatte. Der Bruder des Ermordeten erkannte auf den ersten Blick, daß die auf einem Wechsel gesetzte, angebliche Unterschrift des August Giernoth gefälscht war. Daraus ging hervor, daß dieser mit jenem unbekannten Manne direkt in die Nähe von Wannsee gefahren und lotort ermordet und beraubt sein mußte. Es handelte sich nun darum, die Spur des Mörders zu entdecken. Man vermutete zwar bald, daß er zu den gewerbsmäßigen Heirats-, Sparkassenbuch- und Versatz-Schwindlern gehören dürfte; aber erst im neuen Jahre gelang es, aus Handschriften mit völliger Sicherheit festzustellen, daß der Ledergarbeiter Rudolf Hennig der Mörder ist, der am 6. Februar d. in Berlin verhaftet wurde, auf der Treppe zum Polizeirevier aber den Beamten niederschlug und nach einer überaus gefährlichen und kühnen Flucht über mehrere Dächer auf geradezu wunderbare Weise verschwand. Fünf Wochen lang wußte er sich allen Nachforschungen zu entziehen. Hennig trägt noch seinen Schnurrbart und kommt daher bei dem Raubmordversuch auf den Kammerherrn v. Zitzewitz im Eisenbahnzuge zwischen Biesenthal und Eberswalde nicht in Betracht.

Von Nah und Fern.

1. **Neuer Schloßankauf durch den Kaiser.** Der Kaiser soll die Absicht haben, das Schloß Hohenbuchau bei Georgenborn a. Rh., das sich im Besitze des Freiherrn v. Kraukopf befindet, zu kaufen und sollen diesserhalb bereits seitens des Hofmarschallamts Verhandlungen mit dem Besitzer eingeleitet sein. Als Kaufpreis werden fünf Millionen Mark genannt. Ob der Kaiser dort für sich und seine Familie eine Erholungsstätte schaffen, oder das Schloß für eins der kaiserlichen Prinzen zu erwerben beabsichtigt, steht dahin, wie denn überhaupt die Bestätigung dieser Nachricht abzuwarten bleibt.

Eine Sturmflut in der Nordsee hat auf See, in den Häfen und in vielen Strandorten schreckliche Verwüstungen und zur Zeit noch unübersehbaren Schaden angerichtet. In Kurhafen überfluteten sämtliche Außendeichsländereien, in Wilhelmshaven wurde ein Teil der Stadt überschwemmt und ein neuerbauter Bahnhof weggespült. In Homburg stehen viele Keller unter Wasser, die Flut ist so hoch gestiegen, daß selbst kleine Schiffe die Brücken nicht passieren können. In Wilsingen mußten dreißig Kinder in der Schule übernachten, da das Schulhaus von den Fluten umspült war und man keine Hilfe bringen konnte. Ebenso sind die Kellerräume der Hafengegenden von Rotterdam und Antwerpen gänzlich unter Wasser gesetzt. Ein Teil von Brüssel steht unter Wasser, da die fürchterlichen Wellen die Hafenmauern überschlugen. Der im Nordseegebiet durch die Sturmflut angerichtete Schaden wird auf mehrere Millionen Mk. geschätzt.

Während eines Vortrages gestorben. Während eines Vortrages in einer Versammlung der Ortskrankenkasse zu Göttingen erlitt der Professor der medizinischen Fakultät Dr. Stolper einen Schlaganfall, an dessen Folgen er gestorben ist.

Schülerselbstmord. In Gotha erschoß sich in einem Hotel der Gymnasiast Kurt Köhle, Sohn des früheren Theaterdirektors Köhle-Erfurt.

Einbruchsdiebstahl. In Lünen an der Lippe brachen Diebe beim Uhrmacher Herrla ein und raubten außer Gold- und Silbersachen etwa 140 goldene und silberne Herren- und Damenuhren. Der Wert beziffert sich auf mehrere tausend Mark.

Vom Zuge getötet. Oberhalb Benrath bei Düsseldorf wurde die Leiche des Besitzers der Schloßrestauration in Benrath aufgefunden. In der Dunkelheit hatte sich der Herr verirrt und war von einem Kölner Zuge erfaßt und sofort getötet worden.

Ein Raubmord an einer Greisin. In Wiesbaden bei Frankfurt a. M. wurde in der Dienstag-Nacht ein Raubmord verübt. Die 81 jährige Witwe Rothschild, die ein kleines Häuschen allein bewohnte, wurde mit durchschnittenem Halse aufgefunden. Vom Täter fehlt jede Spur.

Unter dem Verdacht der Unterschlagung der Kautionen sämtlicher Angestellten wurden in Göttingen die Direktoren Kühne und Köhlewind des dortigen Wach- und Schließinstituts verhaftet. Kühne unternahm auf dem Polizeibureau einen Selbstmordversuch und hat sich durch einen Revolverschuß tödlich verletzt.

Tod durch Einatmen giftiger Gase. In Wlukk (in der Nähe von Bromberg) sind beim Graben eines Schachtes für einen Brunnen zwei Männer durch Einatmen giftiger Gase verunglückt. Die Bromberger Feuerwehr förderte die Verunglückten aus dem Schachte als Leichen zutage.

Infolge Dammrutsches entgleist ist auf der Eisenbahnstrecke Elbing—Osterode—Hohenstein ein ganzer Personenzug. Der Lokomotivführer und drei Eisenbahnbeamte wurden leicht verletzt. Von den Fahrgästen ist niemand zu Schaden gekommen. Dagegen ist der Sachschaden bedeutend. Der Verkehr wird durch Umsteigen aufrecht erhalten. Doch treffen die Züge mit bedeutenden Verspätungen ein.

1. **Der „Gänstod."** Der badische Abgeordnete Frh. v. Meusfingen überfuhr dieser Tage mit seinem Automobil in Fechingen bei Bretten ein Kind, das tot auf dem Platze blieb. v. M. soll in der ganzen Gegend als Schnellfahrer gefürchtet sein; der Volksmund hat ihm den Spitznamen „Gänstod" beigelegt, weil schon manche Gans unter den Rädern seines Kraftwagens ihr Leben lassen mußte.

Einen Akt unglaublicher Roheit hat ein oberbayrischer Bauer in München begangen. Seine fast erblindete Frau hatte in einer Augenklinik Aufnahme gefunden und war, obwohl der Bauer die Hergabe der Kurkosten verweigerte, mit Erfolg am Staar operiert worden. Am dritten Tage nach der Operation kam der Bauer in die Klinik und zerrte die verbundene Frau unter Schimpfreden auf die Arzte aus der Klinik heraus, immer er darauf bestand, daß die Bäuerin sofort mit ihm heimkehrte. Er hatte abermals Bedenken wegen nachträglicher Zahlungspflicht bekommen. Der Fall wird dadurch interessant, daß gegen den Ehemann wegen versuchter Körperverletzung und Mißbrauchs der ehederrlichen Gewalt vorgegangen werden kann.

Ein großer Urnenfund aus der Slawenzeit wurde bei der Aufforstung des sogenannten Kätzberges zwischen Krotsch und Niemberg gemacht. Die ganze Hochfläche scheint ein Begräbnisplatz der heidnischen Slawen gewesen zu sein. Zahlreiche Bronzeringe, Nadeln und Armbänder von verschiedener Größe fand man in und an den Urnen.

Im Sturm. In dem Dorf Tirol wurde ein Bauernhaus durch eine Windhose abgedacht. Das Dach flog bis Meran fort.

Waldschaden in Böhmen. Die letzten Schneestürme haben besonders in den schon durch frühere Schneestürme schwer betroffenen Waldungen auf den Gebirgskämmen neuen Schaden verursacht. Auf dem Erzgebirgskamm nächst dem bekannten Aussichtspunkt „Mückenthürmchen" bei Graupen brachte der Sturm solche Schneemassen, daß der Verkehr nach Sachsen unmöglich wurde. Viele Häuser sind bis zum Dachfirst verweht.

Unabsichtlich zum Selbstmörder geworden ist in Budweis (Böhmen) der vierzehnjährige Schulknabe Karl Hules, der von seinem Vater trotz ausgesprochener Abneigung in eine Militärbildungsanstalt gebracht werden sollte und, um dem zu entgehen, sich zum Krüppel schießen wollte. Hierbei traf er sich unglücklicherweise tödlich.

Für 10 Millionen Briefmarken. Die bedeutendste und umfassendste Markensammlung, die je zusammengebracht worden ist, wird auf der internationalen Briefmarkenausstellung in London im Mai zu sehen sein. Die bis jetzt zur Ausstellung angemeldeten Marken sind für 5 Mill. Mk. versichert, und man nimmt an, daß die Versicherungssumme bis zur Eröffnung der Ausstellung 10 Millionen überteigen wird. Sammler aus allen Ländern der Erde beteiligen sich an dem Unternehmen. Viele seltene Marken werden auch der Prinz von Wales und sein Sohn, die beide leidenschaftliche Sammler sind, zur Ausstellung beisteuern. In den verschiedenen Abteilungen werden goldene und silberne Medaillen zuerkannt werden, und auch für jugendliche Sammler ist ein Wettbewerb ausgeschrieben, für den besondere Medaillen gestiftet sind.

Das verschwindende England. Man hat bisher nur von beunruhigenden Abbröckelungen an der Ostküste von England gesprochen, während an der Westküste verschiedene Anzeichen für das Zurückweichen der See zu beobachten waren. Die Nachricht, daß auch ein Teil der Westküste nunmehr durch die Unterwaschungen der See gelitten hat, kommt daher außerordentlich überraschend. Vor 60 Jahren wurde in Blackpool, einem heute bedeutenden Badeort, das erste Restaurant, „Onkel Toms Hütte" errichtet. Es lag 800 Meter von dem Strande entfernt. Heute steht nur noch ein Teil des Gebäudes auf turmhoher Klippe. Jede Springflut kann es mit sich reißen. Als die Besitzer des Gebäudes um die Erlaubnis einkamen, dasselbe zu einem neuen Hotel ausbauen zu dürfen, erhielten sie statt dessen den Befehl, das Gebäude als gefährlich einzureißen.

Orkan in Italien. In dem kalabrischen Städtchen Catanzaro wurden durch einen Orkan, der von einer leichten Erderschütterung begleitet war, zahlreiche Gebäude beschädigt.

Hotelgäste, die silberne Löffel stehlen. Die New Yorker Hotels sehen sich genötigt, energische Vorkehrungen gegen die feinen Gäste zu treffen, die ihnen für einen angenehm verlebten Abend nicht besser zu danken wissen, als indem sie silberne Tischgerät und andre Dinge als „Erinnerungen" einstecken und triumphierend abziehen. Das große Waldorf-Astoria-Hotel schätzt die Verluste, die es alljährlich auf diese Weise erleidet, auf etwa 100 000 Mk.! Die Hotels haben jetzt Vertreter angestellt, die die Geschäfte zu beobachten haben, in denen silberne Gegenstände auf galvanischem Wege vergoldet werden. Das erste Opfer dieses Systems war eine sehr elegante Dame, die einen silbernen Dessertlöffel aus einem Hotel zum Vergolden brachte.

Feuer in einer rumänischen Petroleumgrube. Die Petroleumsonde Nr. 6 der rumänischen Grubengesellschaft in Baikoiu geriet in Brand. Die Sonde und die umstehenden Petroleumgruben wurden vernichtet. Zwei Arbeiter fanden hierbei den Tod, fünf sind schwer verwundet. Außerdem sind sechs Bauernhäuser niedergebrannt.

Die Eroberung der Wüste. Die Franzosen machen in Algier große Anstrengungen, das Wüstenland durch Bohrungen und Grabungen von artesischen Brunnen zu bewässern und fruchtbar zu machen. Im Umkreise von Biskra sind an 14 Stellen Brunnen angelegt, die 20 000 Liter Wasser in der Minute geben können und es ermöglichen, mehr als 100 000 Palmenbäume zu bewässern, die so eine jährliche Einnahme von über 600 000 Frank ergeben. Dasselbe tat man in der Gegend von Ouargla und auch die Bohrlöcher in den Oasen von Ghamza und Sidi-Rached werden genau auf ihre Leistungsfähigkeit geprüft.

Gerichtshalle.

Beuthen. Vom Schwurgericht zum Tode verurteilt wurde der 19jährige Grubenarbeiter Thomanek aus Königshütte, der den Mann seiner Geliebten erdrosselt hatte. Seine Geliebte, die Arbeiterfrau Kalus, erhielt wegen Beihilfe zum Morde 12 Jahre Zuchthaus.

Mainz. Der geistesbeschränkte Kanonier Wilhelm Kaufmann aus Mülheim am Rhein von der 6. Batterie des 63. Feld-Art.-Regts. ist des Ungehorsams angeklagt. Er hatte u. a. den Befehl eines Wachtmeisters, den Reitdahndienst zu versehen, mit der Bemerkung abgelehnt, er habe zerrissene Stiefel und werde sich dabei erkälten. Der Angeklagte erhielt von seinem Hauptmann ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt. Auch wurde er als geistig minderwertig von demselben bezeichnet. Das Gericht verurteilte ihn zu 6 Monat Gefängnis.

Stettin. Der Auftreicher Ernst Juchs und der Ledergarbeiter Emil Steinweg, die am 21. November v. den fünfjährigen Sohn des Lederhändlers Georg Rosenberger entführten, um von dem Vater eine größere Geldsumme zu erpressen, wurden zu 3½ Jahr Zuchthaus bezw. 4 Jahr Gefängnis verurteilt.

Über das schreckliche Grubenunglück

von Courrière (Nordfrankreich) werden immer mehr grauenvolle Einzelheiten bekannt. Man vermutet, daß die Zahl der in den brennenden Schächten 2, 3, 4 und 11 umgekommenen Bergleute nahezu zweitausend beträgt. Es hat sich erst jetzt bei der Zählung der Bewohner von Leus herausgestellt, daß etwa 600 Mann mehr angefahren sind, als ursprünglich angenommen wurde. Die Rettungsarbeiten, die von deutscher Seite unternommen worden sind, schreiten jetzt rüstig vorwärts. Der Mut, die Entschlossenheit und die Ausdauer der Deutschen erregen überall laute Bewunderung.

Ein von den mit Rauchhelmen ausgestatteten deutschen Rettungsmannschaften gemachter Versuch hat zu einem sehr günstigen Ergebnis geführt. Sie konnten besser als die Pariser

Die letzte Rate.

9] Roman von Karl Schmeling.

(Fortsetzung.)

6.

Der Referendar v. Hulbringen war um die Neujahrszeit von dem Obergericht der Landeshauptstadt an das in der Bezirkshauptstadt Lühne befindliche Untergericht versetzt worden.

Ob dies eine Auszeichnung oder eine Zurücksetzung, eine Strafe sein sollte, oder ob diese Versetzung auf Veranlassung seines Vaters stattgefunden hatte, darüber war sich der junge Herr nicht klar, kümmerte sich auch nicht weiter darum. Er war recht gern einige Zeit aus der Hauptstadt fort, nur gefiel es ihm nicht, daß er seine edle Zeit in einem kleinen, stillen spießbürgerlichen Neste, wie es Lühne war, hinbringen sollte.

Arturs Vorleben läßt sich mit kurzen Worten wiedergeben.

Er war als Erstgeborener der Liebling seiner Mutter und von dieser vollständig verzogen worden. Bis zu seinem siebzehnten Jahre wuchs er unter den Fittichen der nachsichtigen Mama heran und fand dann durch Vermittelung des vielvermögenden Vaters als Avantageur Aufnahme in der Leibgarde des Landesherrn.

Der junge Herr durchlief, als der Sohn eines Generals, sehr schnell die niederen Grade des erwählten Standes und wurde auch bald Offizier. Hiermit schwoll dem jungen Hahn der Kamm. Er nahm sich zu den Vorrechten, welche ihm als Offizier und Leibgardisten zustanden, auch noch andre heraus. So lange er dies nur Untergebenen und Zivilpersonen gegenüber tat, machte die Sache kein besonderes Aufsehen. Doch Artur v. Hulbringen begann sich auch an Vorgesetzten zu reiben, und das sollte ihm schlecht bekommen. Nach einem Streite mit einem der persönlichen Adjutanten des Herrschers wurde dieser von der Opposition des jungen Herrn verständigt.

In bezug auf militärische Unterordnung kannte der etwas eigenwillige Fürst keinen Spaß. Wäre Artur nicht der Sohn des verdienten Generals v. Hulbringen gewesen, hätte man ihm einen recht unangenehmen Prozeß gemacht. So aber wurde ihm nahe gelegt, bald seinen Abschied zu nehmen. Artur bezog die Universität und war wenige Jahre später Referendar am Oberlandesgericht in der Hauptstadt, von wo er nun nach Lühne versetzt worden war.

Artur fand in der Kollegenschaft zu Lühne nicht, was ihn befriedigen konnte. Die älteren Richter waren verbauert, wie er es nannte. Die jüngeren Herren hatten sich in ihre Arbeiten verbissen und dachten hauptsächlich nur an ihr Vorwärtskommen. Flotte Lebemänner gab es unter ihnen nicht. Artur suchte sich daher bald den Offizieren der Garnison anzuschließen.

In Lühne standen indessen nur zwei Schwadronen. Mit Ausschluß der Stabsoffiziere zählte das Offizierkorps nur zwölf Angehörige, von denen überdies zwei abkommandiert worden waren.

Einige der Herren hatten eine Familie und befleißigten sich daher einer soliden Häuslichkeit. Von den unverheirateten Offizieren trieb der eine dies, der andre das zu seinem Vergnügen, um den ausgedehnten, kostspieligen Kasinobesuch zu vermeiden. Kam man zusammen, so begnügte man sich mit mäßigen Genüssen und ergötzte sich an Unterhaltungen, die nur geringe Ausgaben verursachten.

Arturs frühere Heldentaten waren zum Teil in Vergessenheit geraten, zum Teil hatten die Dragoneroffiziere solche auch nie in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt. Sie wiesen daher den Sohn ihres kommandierenden Generals nicht von sich, sondern gestatteten ihm den Verkehr mit ihnen. Man nannte ihn scherzweise „die Erinnerung aus dem Heldenleben" und zog ihn auch wohl noch in andrer Weise auf. Zur Freundschaft mit einem der Herren konnte es Artur überhaupt nie recht bringen.

Höchst frostig benahm sich Weilmann gegen den Eindringling. Er hatte überhaupt nur selten das Kasino des Offizierskorps besucht. Seit sich der junge Hulbringen in demselben heimisch gemacht, kam er noch seltener als sonst.

Aber merkwürdig — Weilmann war es gerade, dessen nähere Bekanntschaft Artur einige Zeit hindurch mit großem Eifer zu machen suchte. Das ernste, ruhige Wesen desselben schien ihn besonders anzuziehen. Die, wie wir wissen, in der Hauptsache unbegründeten Gerüchte über jenen mochten noch ihr übriges dabei tun. Die Zurückweisung, die Arturs Annäherungsversuche durch Weilmann erfuhren, waren selbstverständlich nur geeignet, den verwöhnten jungen Herrn zu erbitteln.

Ob Artur v. Hulbringen vielleicht daran dachte, für die ihm vermeintlich durch Weilmann zugefügte Kränkung Vergeltung zu üben? Es ist möglich. Doch nachtragend und rachsüchtig brüte er wohl nicht genannt werden. Dazu war er zu sehr Mensch des Augenblicks. Er vergaß ebenso leicht Beleidigungen wie Wohltaten. Er hatte sicher zuzeiten seine bösen Anwandlungen und Einfälle, doch mußten diese sofort zur Ausführung kommen, wenn sie nicht für immer einschlafen sollten. Es fehlte dem jungen Herrn ja eben an der Kraft des festen Willen bei allen seinen Handlungen. Im übrigen zeigte sein Besuch bei Weilmann, daß dieser ihn noch lange nicht genügend von jeder Annäherung abgeschreckt hatte.

Einige Tage nach demselben befand sich Artur in Gesellschaft von mehreren Offizieren in dem Kasino. Man hatte ausnahmsweise scharf getrunken und der junge Herr war infolge davon etwas aufgeregt. Die im Gange befindliche heitere Unterhaltung wurde durch den Eintritt eines neu anlangenden Offiziers unterbrochen.

„Jetzt ist es so weit!" rief derselbe in das herrschende Stimmengewirr hinein. „Der große Wurf ist ihm gelungen! Ich meine den Kameraden Weilmann. Die Sache ist zwar noch ein Geheimnis, aber eins, wovon die Sperlinge auf den Dächern pfeifen. Der Kamerad hat die Perle von Lühne — die Goldperle darf man wohl sagen, erobert. Er hat sich mit Fräulein Reuser verlobt."

Diese Mitteilung rief ein bedeutendes Auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0002

Rettungsmannschaften in die engen Schächte eindringen. Auch beleuchteten die Lampen der Deutschen eine größere Strecke als die der Franzosen. Sie sind bereits bis 800 Meter vorgedrungen und haben große Haufen von Leichen gefunden, die in ihrer Mehrzahl bereits in Verwesung übergegangen waren. So oft die Deutschen, um Luft zu schöpfen, ans Tageslicht kamen, veranstaltete das Publikum ihnen große begeisterte Kundgebungen. In ganz kurzer Zeit wurden 50 Leichen zutage gefördert.

Am Dienstag wurden die ersten 38 Opfer des Unglücks in Lilly-Montigny bestattet. Die Trauerfeier vollzog der Bischof von Arras. Den Särgen folgten die Angehörigen der Verunglückten, auch mehrere Deputierte nahmen an der Feier teil. — In Méricourt fand die Beerdigung von nicht erkenntlichen Leichen statt. Der vom Bischof geleiteten Trauerfeier wohnten der Minister der öffentlichen Arbeiten Dubief sowie die Senatoren und Deputierten des Bezirks bei. In mehreren andern Gemeinden wurden bei den Trauerfeiern sehr scharfe Reden von Vertretern der Arbeiter gehalten, namentlich in Fouquières, wo man einen Ingenieur, der die Bergwerksgesellschaft vertrat, nicht zu Worte kommen ließ.

Man hat ungefähr berechnet, daß 6000 Waisen zu versorgen sein werden. Von den kinderlosen Bergarbeiterfamilien sowohl Frankreichs als auch des Auslandes liegen schon Anerbietungen zur Aufnahme der Kinder vor, aber noch nicht in ausreichender Anzahl. In materieller Beziehung wird für die Armsten jedenfalls gesorgt werden. Was zu wünschen bleibt, ist ein bescheidener häuslicher Herd und verläßliche Erziehung, damit die Kinder nicht Spekulanten anheimfallen.

Aus allen Teilen der Welt und von fast allen Regierungen sind Beileidstelegramme und Unterstützungszusagen eingetroffen. Die Höhe der Unterstützungsgelder beträgt augenblicklich ¾ Mill. Mk

Bilder von der Unglücksstätte in Courrières.

Im „Lande des Blaubarts".

b. Unter diesem Titel wird in einer französischen Zeitschrift von den Schlössern in der Bretagne erzählt, die einst dem berüchtigten Gilles de Rais gehörten und deren Trümmer noch heute unheimlich in die einförmige Landschaft hineinragen. Am linken Ufer der Loire, südöstlich von der Stadt Nantes, dehnt sich noch heute eine ungeheure Ebene aus, die im 15. Jahrhundert eine mächtige Baronie mit der Hauptstadt Machecoul bildete. Nichts an dieser verfallenen und friedfertigen Machecoul-Burg, um deren Mauern der Efeu rankt, erinnert heute noch an die Kriegsstürme, die einst über sie hingebraust. Verschwunden sind die mächtigen Wälle, von den hohen Türmen stehen nur noch einzelne Trümmer. Aber noch heute heißt das Schloß in der ganzen Umgegend das „Schloß des Blaubarts" und die Bauern schlagen ein Kreuz, wenn sie des Nachts an dem alten Gemäuer vorbeikommen. Der einzige Besitzer dieser Güter, Gilles de Laval, Baron von Rais, stammte aus einer uralten Familie und gehörte von der Mutter her zu den Montmorency. Er erblickte zu Ende des Jahres 1404 das Licht der Welt und wurde schon mit dreizehn Jahren verheiratet, aber seine Frau starb noch in demselben Jahre, und ebenso endete seine zweite Gemahlin, die er das Jahr darauf heiratete, bald nach der Hochzeit ihr Leben. Im Jahre 1420 heiratete er Catherine de Thouars, die ihm eine große Mitgift und die reiche Baronie Tiffauges in die Ehe brachte. Eine glänzende militärische Laufbahn eröffnete sich dem jungen Manne, der an der Seite der Jungfrau von Orleans für seinen König kämpfte und endlich wegen seiner Ruhmestaten Marschall von Frankreich wurde. Er war durchaus kein häßlicher oder dämonisch aussehender Mann, wie wir uns wohl den Blaubart des Märchens vorstellen möchten; vielmehr war er eine stolze und elegante Erscheinung und ein zeitgenössisches Bild stellt ihn uns noch vor, ganz in Eisen gehüllt, den mächtigen Kriegshelm abgenommen, wie er die Hand auf die Hüfte gestützt majestätisch dasteht. Nur die langen schwarzen Haare, die das Gesicht umrahmen, haben etwas Unheimliches. Überhaupt war es ein unbezähmbarer Stolz, der die hohen Geistesgaben dieses kraftvollen Mannes in Verbrechen und Schauß'lichkeiten verkehrte, eine furchtbare Sucht nach Macht und Gold verlockte ihn zu jenen unheimlichen Taten, die nun auf ewig mit seinem Namen verbunden sind. Das Vermögen des Marschalls war ein ungeheures. Er besaß das ganze Land von Rais mit all seinen Schlössern, Dörfern und Gütern, hatte zu Nantes ein großes, kostbar ausgestattetes Palais, nannte das Schloß und die Herrschaft von Tiffauges, sowie noch viele andre Landgebiete sein eigen. Diese zwanzig Schlösser und die großen Besitztümer brachten ihm ein jährliches Einkommen von 60 000 Pfund, also mehr als 2 Mill. Frank nach dem heutigen Gelde. Die Kostbarkeiten, die allein in den Schlössern standen, schätzte man auf 1000 000 Goldtaler, nach heutigem Werte fast 5 Millionen. Die Hofhaltung, die Gilles führte, war eine königliche. Seine Leibgarde bestand aus 200 prächtig gekleideten Kriegern, von denen jeder wieder seine eigenen Diener hatte. Nicht geringeren Aufwand forderte die Kirche, die er reichlich mit Gaben ausstattete. So ließ er sich zu Machecoul eine wundervolle Kapelle erbauen, an der er einen Archidiakon, viele Prediger, Kapläne und Mönche anstellte, die alle von einem Bischof geleitet wurden. Dieser ganze Klerus war reich dotiert. Besonders hielt der Marschall auf einen Kirchenchor und wohnte selbst stets den feierlichen Gottesdiensten bei. In wie weit ein wirkliches religiöses Empfinden, ein maßloser Stolz oder ein Gefühl der Reue über seine Untaten ihn dazu bewogen, steht dahin. Zum Schlosse Gilles gehörte auch eine Theatertruppe, die fast alle Tage vor ihm Mysterien und Komödien spielen mußte und die er völlig erhielt. Wenn man bedenkt, daß die kostbarsten Ausstattungen bei diesen Spielen eine große Rolle spielten, daß bei gewissen Spielen, wie dem Mysterium von der Belagerung Orleans', nicht weniger als 500 Schauspieler beschäftigt waren, daß stets alle Dekorationen und Kostüme neu angefertigt wurden und die Geistlichen wie die Schauspieler und die Krieger des Marschall auf seinen vielfachen Reisen immer begleiteten, so kann man sich die Pracht seines Auftretens vorstellen. Stets folgten ihm 300 Personen hoch zu Roß und er war von einem außergewöhnlichen Reichtum umgeben. Der unversiegbare Goldburst, dann aber auch eine gewisse mystische Gemütsanlage trieben Gilles auf den Pfad der Sünde und des Verbrechens. Die ekstatische Erscheinung der Heldenjungfrau Johanna, deren überirdische Taten er aus nächster Nähe mit angesehen, mochte in ihm die Neugier nach dem Wunderbaren und dem Überirdischen erweckt haben. Er befaßte sich zunächst eifrig mit Alchimie und bemühte sich wie alle Anhänger der Geheimwissenschaften Gold zu machen. Aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg und nun ergab er sich der Magie, um aller Geheimnisse des Himmels und der Erden kundig zu werden. In dunkler Höhle, beim Schein geweihter Kerzen und beim Aufsteigen des Weihrauches rief er unter zauberhaften Zeremonien die Geister an und bald wollte er auch den Fürst der Dämonen, Satan selbst, beschwören. Er schrieb mit seinem eigenen Blute Briefe an den Bösen, schwor sein Seelenheil ab und verschrieb sich dem Herrn der Finsternis. Aber die Geister der Hölle blieben ebenso stumm wie ihr Oberster. Der Marschall war in Verzweiflung, daß sich ihm die überirdischen Mächte nicht erschließen wollten. Nur ein Mittel blieb noch: das Blut unschuldiger Kinder mußte ein angenehmes Opfer für den Teufel sein und ihn zu seinem Anbeter herablocken. So begann Gilles jene furchtbaren Morde, die er zunächst dem Teufel zu Ehren darbrachte, die ihm aber bald eine so wilde Freude erregten, daß er aus Lust an Grausamkeit zum Mörder sehr vieler Kinder wurde. Ein Schrecken verbreitete sich bald im ganzen Lande, als überall Kinder verschwanden, die in den unterirdischen Kellern der Burgen des Gilles ihren Tod fanden. Man schätzt ihre Zahl auf sieben- bis achthundert. Im Jahre 1440 erst, nachdem er mindestens acht Jahre sein gräßliches Handwerk betrieben, erreichte ihn die Strafe und er wurde nach heimlicher Untersuchung gehängt und verbrannt. Die Volkssage hat seine Verbrechen und Grausamkeiten mit denen des Blaubart vermischt. Denn der eigentliche Held der Erzählung von Perrault blieb ja seine Frauen, während von Gilles nichts Derartiges bekannt ist und seine Gattin ihn um viele Jahre überlebte und sich nach seinem Tode bald wieder verheiratete. Aber vielleicht fand doch Erzählungen von dem schrecklichen Marschall im Geiste des Märchenerzählers lebendig geworden, als er dieses blutige Bild aus den grauenhaften Abgründen mittelalterlicher Phantastik in die reinere Welt des Märchens übertrug.

Gemeinnütziges.

Putzpulver für Messing- und Kupfergeräte. Man mischt 2 Teile Weinsteinsäure, 2 Teile weißen Trippel und 1 Teil Polierrot oder 3 Teile Kleesäure, 4 Teile Kreide, 1 Teil Polierrot und 1 Teil Schmirgel und feuchtet diese Mischungen beim Gebrauche an.

Reinigung heller Wollsachen. Dazu eignet sich vorzüglich das Wasser, mit dem man Bohnen bis zum Zerfallen derselben gekocht hat. Man spült sie darin aus, ohne daß man Seife dazu nötig hat. Dasselbe kann auch zur Entfernung von Staub- und Bierflecken in hellen Herrenanzügen angewandt werden.

Buntes Allerlei.

Die reiche Witwe. Herr: „Was würden Sie mir antworten, wenn ich Ihnen mein Herz zu Füßen legte?" — Witwe: „Ihnen raten, es in einen Korb zu tun, den ich Ihnen dann geben würde."

Blühende Phantasie. Dame: „Ich habe Ihnen schon vier-, fünfmal zugewinkt und auf meinen Mund gezeigt; Sie sollten mir Zigaretten bringen!" — Piccolo: „So so; und ich dachte, Sie hätten mir Kußhände zugeworfen!"

(Jugend. Berlin.)

---

sehen in dem kleinen Kreise hervor. Man hatte schon längst dieses Ereignis kommen sehen wollen. Doch Weilmann pflegte jede darauf bezügliche Anspielung so entschieden abzuweisen, daß auch die leichtgläubigsten Seelen an der Sache irre wurden.

Man ließ daher zunächst recht spitze Bemerkungen über das Versteckspiel Weilmanns laut werden. Im Grunde gönnte man ihm jedoch sein Glück und zeigte sich sogar stolz darauf, daß es einem Angehörigen des Offizierkorps gelungen war oder gelingen sollte, die Hand der reichen Erbin zu erwerben. In diese günstige Stimmung der Gesellschaft warf jedoch Artur, nachdem er einige Zeit hindurch ein recht bedrücktes Gesicht gemacht hatte, seinen Unkenruf hinein.

„Laxifari!" rief er überlaut. „Aus der Geschichte wird nichts — kann nichts werden — darf nichts werden! Ich bin es und niemand anders, der die reiche Erbin heimführen wird. Bah, Weilmann — er im Leben nicht!"

Einen Augenblick herrschte nach diesen Worten des jungen Huldringen tiefe Stille. Die Anwesenden mochten sich wohl fragen, ob der junge Herr nur einen schlechten Scherz zu machen beabsichtige, oder ob er im Ernst, vielleicht auch unter der Einwirkung des Weines spreche. Dann brach jedoch ein lautes Gelächter aus. Artur versuchte einige Zeit vergeblich, sich Gehör zu verschaffen.

„Aber, meine Herren," hörte man ihn schreien, als der Lärm nachließ, „was haben Sie denn? Bin ich denn ein Mann, dessen Entschlüsse lächerlich erscheinen könnten?"

Das Gelächter begann von neuem. In große Achtung hatte Artur sich bei seinen jetzigen Freunden offenbar nicht zu setzen gewußt.

„Ich schlage eine Wette vor!" rief der junge Herr gereizt. „Nach Ablauf von vier Wochen stehe ich mit Fräulein Reuser vor dem Traualtar."

„Schon möglich," erwiderte einer der Herren, „doch nur als tapferer Zuschauer, während die junge Dame mit Weilmann verbunden wird."

„Nein, als Bräutigam und als ihr zukünftiger Ehegeer!" rief Huldringen immer heftiger werdend. „Wer hält die Wette?"

„Lassen wir solche Herausforderungen," mahnte ein älterer Offizier, „sie haben leicht böse Folgen. Ich kenne Weilmann! Er läßt in gewissen Dingen und in bezug auf gewisse Personen keinen Scherz gelten."

„Was geht uns das an!" erklärte jetzt ein jüngerer Offizier. „Unsre Erinnerung aus Heldenleben" kann doch ihr Geld fortwerfen, wie sie will. Was gilt die Wette?"

„Fünfhundert Mark!" sagte Huldringen ohne Besinnen.

„Alle Wetter!" rief der andre. „Aber sei es drum, ich halte sie. Ich habe noch nie gewettet, denke aber gleich bei meinem ersten Versuch einen guten Griff zu machen."

„Hat noch jemand Lust?" fragte nun Artur ganz stolz.

Ja, es waren noch einige andre da, denen es Spaß machte, der Narrheit des aufgeblasenen Menschen zu schmeicheln. Artur bot infolgedessen immer höhere Summen an und war schließlich mit insgesamt viertausend Mark verpflichtet.

Ob die Herren, die mit ihm die Wette eingingen, die Sache für Ernst oder Scherz nahmen, war noch immer nicht erschöpflich. Sie hatten samt und sonders auch gar nicht über die von ihnen geweitete Summe zu verfügen. Artur freilich erst recht nicht. Aber bei ihm konnte das nicht weiter auffallend erscheinen.

Einige der Offiziere verließen nach diesem Vorfalle bald die Gesellschaft. Die Zurückbleibenden sprachen noch stark dem Becher zu. Mit der Zeit verschwand jedoch einer nach dem andern und die beiden bis aufs äußerste bei Artur aushaltenden Herren hatten die unerquickliche Aufgabe, den völlig trunken gewordenen Bruder Leichsinn nach seiner Wohnung zu befördern.

Was der spät gekommene Offizier jener Gesellschaft verkündet hatte, hatte seinen Grund. Auf dem Wege von der Wohnung Weilmanns bis zu den gewerblichen Anlagen Reusers hatte noch ein weiterer Austausch und Ausgleich der Meinungen und Ansichten der beiden Liebenden stattgefunden. Man war völlig einig geworden und faßte den Entschluß, daß Weilmann ungesäumt vor den Kommerzienrat hintreten sollte, um in aller Form seinen Antrag zu stellen. Nach dem ersten Kusse trennte sich Weilmann von Luise, ohne an diesem Abend mit in das Haus des Fabrikanten zu gehen.

Am andern Tage begab sich der Leutnant dagegen zu einer Zeit, von der er wußte, daß der Kommerzienrat sie allein zu verbringen pflegte, nach den Fabrikanlagen hinaus. Ohne Luise zuerst zu sprechen, suchte er sofort den Vater auf.

Der Komerzienrat empfing den stets gern gesehenen Gast genau so freundlich und zuvorkommend wie gewöhnlich, betrachtete ihn jedoch mit einem musternden Seitenblicke. Weilmann entschuldigte sich, daß er gerade diese Zeit gewählt hätte, den Fabrikherrn aufzusuchen, fügte jedoch hinzu, daß er eine wichtige Angelegenheit mit demselben zu sprechen habe, und bat schließlich, ihm Gehör zu schenken.

„Überflüssige Worte, mein Freund," erklärte der Fabrikant mit einem zweiten scharfen Seitenblick. „Ich stehe Ihnen immer zu Diensten. Nehmen Sie nur Platz und lassen Sie hören, was Ihnen das Herz beschwert."

Der Leutnant begann seinen Vortrag damit, zu schildern, wie er sein Verhältnis zu dem Hause des Fabrikherrn aufgefaßt und bis zum gestrigen Tage angesehen habe. Er schilderte die inneren Kämpfe, welche Luise, wie er, notwendig hätten durchmachen müssen, und wie er zu der Überzeugung gekommen sei; daß ein solcher Zustand nicht länger andauern könne oder vielmehr dürfte, weshalb er den Entschluß gefaßt habe, sich nach und nach von dem Kommerzienrat und dessen Tochter zurückzuziehen. „Ein sonderbarer Zufall — ein nicht vorherzusehendes Ereignis," fuhr Weilmann fort, „hat uns jedoch übernumpelt, ich meine Fräulein Luise und mich, und meine Vorsätze über den Haufen geworfen."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0003

Vermischtes.

Nebra, 16. März. (Theater.) Am Sonntag bringt das Ensemble des Direktor Stutz das romantische Schauspiel mit Gesang „Carmen, die schöne Zigeunerin" zur Aufführung. In dieser Darstellung tritt das gesamte Personal auf, die Musikbegleitung wird von unserer Stadtkapelle ausgeführt. Das Stück übt mit seiner Kostümpracht und bunten Aufzügen, sowie der schönen Handlung und prächtigen Musik großen Reiz auf die Zuschauer aus und findet rauschenden Beifall. -- Nachmittag kommt als Kinder-Vorstellung das reizende Märchen „Die Puppenfee" zur Aufführung, welches den kleinen Theaterbesuchern ebenfalls viel Freude bereiten wird.

Der Oberpräsident der Provinz Sachsen Herr v. Boetticher wird Aeußerungen zufolge, die er Herrenhausmitgliedern gegenüber gefan hat, noch bis zum Herbst auf seinem Posten in Magdeburg verbleiben.

In diesem Jahre fällt der erste April auf einen Sonntag, und es treten die für einen solchen Fall vorgesehenen Bestimmungen über das Räumen von Mietwohnungen in Wirksamkeit. Die Räumung beginnt mit dem Morgen des ersten folgenden Werktages, also am Montag, den 2. April, da kein weiterer Feiertag folgt; deshalb muß sie, bei größeren Wohnungen, doch bis zum Mittag des 3. April beendet sein.

Zur Anhaegehaltskasse für die Lehrer und Lehrerinnen an den staatlichen Volksschulen und den der Kasse angeschlossenen **nicht** staatlichen mittleren Schulen des Reg.-Bez. Merseburg haben die Gemeind.n auf je 100 Mk. beitragspflichtiges Diensteinkommen 11 Mk. zu zahlen; da nun Querfurt an Lehrergehältern zurzeit pro Jahr 23520 Mark gewährt, beziffert sich der Kassenbeitrag auf 2585 Mk., für Freyburg a. U. auf 1331 Mk., für Laucha auf 902 Mk., für Mücheln auf 836 Mk., für Nebra auf 781 Mk., für Gatterstädt auf 363 Mk., für Bottendorf auf 528 Mk., für Großosterhausen auf 231 Mk., für Roßleben auf 913 Mk.

Radfahrerkarten. Die Radfahrer haben ihre Stahlrosse wieder hervorgeholt. Es sei darauf hingewiesen, daß die vorjährigen Radfahrerkarten durch neue zu ersetzen sind, die überall von den Gemeindevorständen resp. Amtsvorstehen ausgestellt werden. Radfahrer ohne gültige Legitimation werden bestraft.

Steigra. Anfang April wird hier unter Aufhebung der Posthilfsstelle eine Postagentur mit der amtlichen Bezeichnung Steigra (Unstrut) eingerichtet werden.

Naumburg, 15. März. (Strafkammer.) Der 70jährige Invalide Friedrich Hübter aus Großwangen hat in einer Beschwerde an den Herrn Landgerichtspräsidenten den Gerichtssekretär Naumann in Nebra stark beleidigt. Er wurde deshalb zu 1 Monat Gefängnis verurteilt.

Merseburg. Die Städte-Feuer-Sozietät der Provinz Sachsen hat sich seit ihrer im Jahre 1878 erfolgten Neuorganisation gedeihlich entwickelt. Die Versicherungssumme betrug zu Ende des Jahres 1878 338 667 000 Mk., 1887 624 961 000 Mk., 1897 970 292 000 Mk., 1905 1 380 795 000 Mk. Der Reservefonds betrug 1905 6500000 Mk. gegen 1 026 230 Mk. im Jahre 1878. Die Gebäudeversicherungen in den 170 Städten des Sozietäts-Bezirks umfassen jetzt: in 3 Städten sämtliche vorhandenen Gebäude, in 62 Städten mehr als 90 Prozent der vorhandenen Gebäude, in 100 Städten mehr als 70 Prozent der vorhandenen Gebäude. Im ganzen sind zwei Drittel sämtlicher städtischen Gebäude bei der Sozietät versichert. Für die Verwaltungsführung der Sozietät sind nicht die Vorschriften strengen Rechts, sondern die Grundsätze der Nachsicht und Billigkeit maßgebend, wie schon daraus hervorgeht, daß in der ganzen Zeit vom Jahre 1878 bis jetzt kein einziger Prozeß von Brandbeschädigten gegen die Sozietät anhängig gemacht worden ist, schiedsrichterliche Entscheidungen aber nur in sechs Fällen nachgesucht und ergangen sind.

Bielefeld. Die „Westfälische Ztg." schreibt aus Bielefeld unter „Hotel-Verkauf": „Das „Grand-Hotel Geist", gegenüber dem Bahnhof, ist an Herrn Hohlbein, Pächter des „Grand-Hotel Bode" in Halle a. S., der sich als Geschäfts- und Privatmann eines sehr guten Rufes erfreut und in dessen Hotel viele Fürstlichkeiten verkehrt haben, verkauft. Herr Hohlbein wurde erst vor kurzem vom deutschen Kaiser für besonders gute Bedienung durch ein Geschenk ausgezeichnet. Die Uebergabe des Hotels an den neuen Besitzer erfolgt am 1. Juli d. J."

Wir machen unsere verehrlichen Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt des Physiolog. Instit. **Dr. med. von Thilo, St. Ludwig i/E.** ganz besonders aufmerksam.

Kirchliche Nachrichten.

Sonntag Oculi.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Um 11¼ Uhr: Kindergottesdienst.
Herr Diakonus Beisert.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonus Beisert.
Amtswoche: Herr Oberpfarrer Schwieger.

Getauft: Am 13. März Emma Berta Bratfisch, Alfred Kurt Hochleiter.

Mittwoch, den 21. März, abends ½8 Uhr 4. Passionsgottesdienst.
Es predigt Herr Diakonus Beisert.
Beim Ausgange werden Gaben für die Beleuchtung der Kirche gesammelt.

Sonntag, abends ½8 Uhr Jungfrauenverein.

Das richtige Getränk richtig zubereitet,

ist das Vollkommenste und Beste, was man genießen kann. Als richtiges Getränk zum täglichen Genusse für die Familie empfehlen die Aerzte Kathreiners Malzkaffee, und zwar nicht zum wenigsten wegen seines würzigen, kaffeähnlichen Wohlgeschmackes, durch den er, abgesehen von seiner Zuträglichkeit und Reinheit, sämtliche anderen Malzkaffees ausnahmslos in den Schatten stellt. Diese unschätzbare Genuß-Eigenschaft entwickelt der „Kathreiner" jedoch nur dann, wenn er richtig zubereitet wird, nämlich

so: Nicht zu fein mahlen. — Einen großen Topf nehmen. — Nicht überbrühen, sondern mit kaltem Wasser ansetzen. — Langsam zum Kochen bringen. — 3—5 Minuten kochen lassen, dann vom Feuer rücken. — Hierauf noch 1—2 Minuten stehen lassen: dann abgießen oder durchseihen. — Gekochte, gute Milch, möglichst Sahne dazu nehmen.

Kocht man Kathreiners Malzkaffee nach dieser Vorschrift, dann wird jeder sagen:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß der „Kathreiner" so vortrefflich schmecken kann!"

Gewerbe-Ausstellung Querfurt.

Eröffnung der Ausstellung: Freitag, den 16. März, vormittags 11½ Uhr.
Offizieller Schluß der Ausstellung: Mittwoch, den 21. März, nachmittags 4 Uhr.
Eintrittspreis am Eröffnungstage à Person 50 Pfg., an allen anderen Tagen à Person 25 Pfg.

Sparkasse der Stadt Nebra.

Aktiva. Bilanz am 31. Dezember 1905. Passiva.

Aktiva	M	₰	Passiva	M	₰
1. Hypotheken	725308	—	1. Spareinlagen	917438	60
2. Inhaber-Papiere zum Rechnungswert	123077	—	2. Reingewinn f. 1905 2418,— Mk. wovon dem Reservefonds ½ mit	1209	—
3. Schuldscheine von Gemeinden	40948	79	u. dem Dispositionsfonds ½ mit zu überweisen ist.	1209	—
4. Schuldscheine v. Privatpersonen	13571	50			
5. Guthaben bei der Staatsbank	670	70			
	903575	99			
6. Barbestand	13701	16			
7. Zinsen-Reste	1079	45			
8. Inventar	1500	—			
	919856	60		919856	60

Reserve-Fonds.

1. Vermögensbestand nach der Rechnung . . . . . 74705 Mk. 87 Pfg.
2. Im Jahre 1906 zu verrechnender Ueberschuß der Sparkasse 1209 Mk. — Pfg.

Vom Reservefonds sind dem Dispositionsfonds die Hälfte der Zinsen-Einnahme im Betrage von 1246 Mk. 24 Pfg. zu überweisen.

Der nach § 6 des Statuts gefertigte Auszug liegt zur Einsicht der Sparer aus.

An Zinsen zahlt die Sparkasse 3⅓ %.

Nebra, den 12. März 1906.

Hakt, Rendant.
Nehrkorn, Kontrolleur.

Königl. Preuß. Lotterie.
Die Erneuerung der Lose 4. Klasse 214. Lotterie kann von heute ab bewirkt werden.
Nebra. **Waldemar Kabisch.**

Kyffhäuser - Technikum FRANKENHAUSEN.
Masch.Bau. Staat. Abgangsprfg. Elektrotechn.

Dr. Thompson's Seifenpulver ist das beste.

Ringschiff-, Schwingschiff-, Singer-Nähmaschinen, — Damen-, Herren-, Konfirmanden-, Regulator-, Wand- u. Wecker-Uhren, Auch auf Abzahlung unter mehrjähriger Garantie.

Reparaturen an Nähmaschinen und Uhren werden **gewissenhaft** ausgeführt.
Gustav Diener, Uhrmacher.

Preussischer Hof, Nebra.
Stadttheater-Ensemble. -- Direktion **Siegfried Stutz.**
Sonntag, den 18. März,
Sensationsschauspiel mit Gesang! — Unter Mitwirkung der Nebraer Stadtkapelle.
Carmen, die schöne Zigeunerin.
Romantisches Schauspiel mit Gesang in 5 Akten.
Prächtige Kostüme! Mit vollem Personal! Großer Zigeunerzug!
— Anfang 8 Uhr. —
Nachmittags Kinder-Vorstellung:
Die Puppenfee.
Zaubermärchen in 3 Akten.
-- Anfang 4 Uhr. —

Herm. Schwiecker,
Uhrmacher. Nebra, empfiehlt
Neue Fahrräder und Nähmaschinen.
◀ Zur Konfirmation ▶
Uhren- und Goldwaren aller Art, Schmucks, Armbänder, Ketten, Ringe etc.
◀ Zu Hochzeiten ▶
Tafel-Aufsätze, Service, Löffel u. s. w.

Ein abges. Saugschwein
hat noch abzugeben **A. Eichhorn.**

Rheumatis- u. Gichtkranken teilt umsonst mit, was ihrer Mutter von jahrelangem schweren Gichtleiden geholfen hat. **Marie Grünauer, München,** Pilgersheimerstr. 2/2.

Einen Lehrling unter günstigen Bedingungen sucht sofort oder zu Ostern
Robert Meyer, Fleischermeister, **Wiehe.**

Lehrlingsgesuch.
Ein **Barbier- und Friseurlehrling,** sowie ein **Bäckerlehrling** finden sehr gute Stellung in **Leipzig** unter günstigen Bedingungen.
Näheres Auskunft erteilt
Schuhmachermeister **Louis Glocke, Nebra.**

Köstritzer Schwarzbier.

Dieses altberühmte Bier, welches infolge seines großen **Malz-** und **Würze-Extractes** und geringen Alkoholes besonders **Kindern, Blutarmen, Wöchnerinnen, nährenden Müttern** und **Rekonvaleszenten** jeder Art von hohen medizinischen Autoritäten empfohlen wird, ist zu haben in **Wennungen** bei **Moritz Elsner.**

Man verlange ausdrücklich nur das echte „Köstritzer Schwarzbier".

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinendes illustrirtes belletristisches Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt.

Dummheit.

Dummheit macht sich stets am breitsten
Hier in dieser engen Welt,
Sie erscheint auch am gescheitsten
Immer noch der dummen Welt.

Aber was mir tut am leidsten
Auf der ganzen lieben Welt:
Dummheit, Dummheit kommt am weitsten
Endlich doch noch in der Welt.

Hoffmann von Fallersleben.

Die Augen des Hieronymus.

Novelle von L. Andro.

I.

In Wien lebte einmal vor vielen Jahren ein Mann namens Hieronymus. Am Kohlmarkt hatte er einen Laden, darin er alte Bücher feil hielt, aber die allerschönsten und allerältesten behielt er am liebsten für sich, und des Abends konnten ihn die Nachbarn oft darin vertieft beim Scheine eines trüben Lämpleins erblicken. Obgleich er nie ein überflüssig Wort mit ihnen wechselte, mochten ihn die Leute gut leiden, denn er war ernst und friedfertig und hatte stets eine offene Hand. So lebte dieser Mann, dessen Natur ihn dazu bestimmte, einsam und ruhig seinen geraden Schicksalsweg zu wandeln und den doch das so seltsame und schreckliche Los ereilte, von dem ich erzählen will.

Es begann an jenem Abend, an dem der Antiquar von dem Donau-Schlosse eines großen Herrn heimkehrte, dem er eine prächtige Bibel aus dem zehnten Jahrhundert verkauft hatte, mit vielen schönen Bildern von Mönchshand kundig gemalt. Vor der Stadtmauer überfiel ihn ein Strolch, entriß ihm seinen gestickten Geldbeutel und versetzte ihm mit einem Knüppel einen Schlag über den Kopf, daß er hinstürzte und für tot liegen blieb. Erst am nächsten Morgen fanden ihn Fuhrleute und brachten ihn in die Stadt, wo alsbald große Entrüstung über die freche Untat herrschte. Allein es gelang der Obrigkeit so wenig, des kecken Räubers habhaft zu werden, wie es den Ärzten zu gelingen schien, den Hieronymus ins Leben zurückzurufen. Tage vergingen, ehe er zum ersten Male wieder die Augen aufschlug. Da aber machte der Medikus, der sich über ihn beugte, eine seltsame Wahrnehmung: in der Pupille des Hieronymus gewahrte er ein Bild. Erst dachte er, er selbst möchte sich darin spiegeln, wie das wohl vorkommen mag. Aber bald merkte er deutlich, trotz der winzigen Kleinheit des Bildes, daß es das Abbild eines anderen Mannes war, mit schwarzem Schnurrbart und einer zackigen roten Narbe über der Schläfe. Da erkannte er, daß ein seltsamer Zufall vielleicht das Bild des Mörders im Auge des Hieronymus aufbewahrt haben konnte und er lief alsbald zu den Herren vom Gericht, um ihnen seine Entdeckung mitzuteilen. Und die Herren kamen und alle sahen das Bild in der Pupille des Opfers, und sie schickten darauf ihre Büttel und Schergen aus, und noch am selben Abend ward in einer Schenke ein Mann festgenommen, mit einem schwarzen Schnurrbart und zackiger Narbe über der Schläfe, der halbbetrunken beim Würfelspiel ein Goldstück nach dem andern hinwarf, das er einem gestickten Beutel entnahm. Er gestand bald, als er sah, daß sein Leugnen nicht fruchtete, und das Verfahren gegen ihn war kurz. Um die Stunde aber, da Meister Hämmerlein sein Amt an ihm verrichtete, verschwand sein Bild aus den Augen des Hieronymus.

Hitzeschleier der Feuerwehr. (Text s. S. 88.)

Langsam genas der Antiquar und eben hatte er zum ersten Male das Lager verlassen, als eine neue Mordtat die Stadt in Atem erhielt: Isabella Bergoniera, eine schöne wälsche Kurtisane, die Geliebte eines jungen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0005

Erzherzogs und manches andern hohen Herrn, war von unbekannter Hand vergiftet worden. Von ihrem Geschmeide und ihren Kostbarkeiten fehlte aber nichts und die Volksstimme beschuldigte eines der vornehmen jungen Herrlein, die sich stets in ihrem Gefolge befanden, der Untat und verlangten, daß sie alle möchten in Gewahrsam genommen werden, bis man den Schuldigen gefunden hätte.

Hieronymus stand zum ersten Male wieder vor seinem Laden und plauderte mit einem Nachbarn, da sagte dieser, der schon lange sein Antlitz mit neugierigen Blicken durchforscht hatte: „Ei, Meister Hieronymus, was für ein seltsam Bild habt Ihr denn in Eurem Auge?“ Hieronymus erblaßte und eilte in seinen Laden, wo eine geschliffene Metallplatte hing, die ihm als Spiegel diente. Allein er konnte an seinem Auge nichts Besonderes wahrnehmen. „Ich sehe nichts,“ sagte er im Heraustreten, allein der Nachbar meinte, er sähe deutlich in Hieronymus' Augen die Gestalt eines zierlichen Jungfräuleins mit rötlichen Zöpfchen. Nun erschien auch des Nachbars Weib und noch andere Bewohner der Gasse, und alle sahen das Gleiche und bestaunten das seltsame Wunder. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Gerücht davon in der Stadt und alle kamen und wollten in die Augen des gequälten Hieronymus sehen. Da rief einer aus, der im Hause der Kurtisane gewesen war: „Das ist ja die Barbarina!“ Die Barbarina aber war die treuergebene Zofe der Bergoniera, die an der Bahre der Herrin bitterlich geweint und die niemals der Schatten eines Verdachtes gestreift hatte. Nun ging man daran, die Spuren der Barbarina auszuforschen, was bald gelang, und die Wahrheit ward schnell bekannt, daß die Barbarina eigentlich die Schwester der Kurtisane war und bei dieser als Magd diente, und wie der Zorn über der Dirne eitle Überhebung sie eines Tages veranlaßt habe, der Schwester ein weißes Pülverchen in den Morgentrunk zu rühren. Die Barbarina mußte ihr rotgelocktes Haupt unter dem Beile des Henkers lassen, und zur selben Stunde schwand ihr Bild aus den Augen des Hieronymus.

II.

So wurde es denn ruchbar, welche seltsame und schreckliche Gabe dem Hieronymus innewohnte, und als nach einer Zeit abermals eine grausenvolle Mordtat geschah, begaben sich die Herren vom Gericht unverzüglich zu ihm, ehe sie noch andere Schritte unternommen hatten, den Mörder auszuforschen. Allein Hieronymus hielt die Augen gesenkt und erklärte, sie nie mehr erheben zu wollen. Er möchte zu all dem Blutvergießen nicht Hilfe leisten, möchten auch diese Hinrichtungen im Sinne der Gerechtigkeit sein. „Ihr wollt nicht, Meister?“ sprach endlich ergrimmt einer der Herren. „Ei, so zeihen wir Euch der Hexerei und schwarzen Kunst und die spanischen Stiefel Meister Hämmerleins werden Euch schon helfen, Euer Auge zu erheben!“ Aber das Volk, das sich vor des Hieronymus Hause zusammengerottet hatte, brach in lautes Murren aus: Hieronymus sei ein braver und wohltätiger Mann, und einen Hexenmeister möchte man wohl nicht alle Tage zur Frühmette bei St. Stefan sehen. Der Richter aber befahl, ihm Fesseln anzulegen und rief ihm zu: „Eure Gabe ist Teufelswerk!“ Da vergaß sich Hieronymus und schlug die Augen gen Himmel und rief: „Nein, so wahr mir Gott helfe!“ Es war nur ein kurzer Augenblick, aber er genügte, um den scharfen Augen des Richters zu zeigen, was sie sehen wollten. Er befahl nun, den Mann freizulassen und bahnte sich seinen Weg durch die murrende Menge. Den Verbrecher aber fand er, und sein Bild blieb so lange im Auge des Hieronymus, bis er unterm Beil verblutet war.

Hieronymus aber wurde von der Zeit an noch stiller und verschlossener als früher. Er sah keinem Menschen mehr recht ins Gesicht aus Furcht vor dem, was man vielleicht in seinem Blicke lesen konnte. Er selbst aber sah niemals etwas in seinen Augen. Eines Nachts pochte es an seiner Tür und als Hieronymus öffnen ging, stürzte ein blutjunges Bürschlein herein und ihm zu Füßen. Er hatte im Raufhandel einen andern Studenten erschlagen, nun wollte er fliehen, und keiner werde ihn wohl je verraten, wenn nicht Hieronymus es täte. Um seiner Eltern, um seiner unschuldigen Schwestern willen flehe er ihn an, Barmherzigkeit zu üben. Da sagte Hieronymus traurig: „Ach, wenn ich Euch doch helfen könnte!“ Aber wie er sich über ihn beugte, um ihn aufzuheben, da gewahrte der Student mit Entsetzen sein eigen Bild in der Pupille des andern. Aber während er jetzt ein Barett trug, flatterten in dem Abbild seine Locken frei im Winde, wie sie bei der Mordtat geweht hatten. Mit einem Aufschrei des Grauens stürzte er fort. Am nächsten Tage zog man seinen Leichnam aus der Donau.

Hieronymus aber ward immer menschenscheuer. Wohl war es richtig, daß die grauenvollen Mordtaten in der Stadt immer seltener und seltener wurden, nun, da man wußte, daß es für die Mörder kein Entrinnen mehr gab. Zu wiederholten Malen wurde dem Hieronymus selbst nach dem Leben getrachtet, allein eine geheimnisvolle Macht bewirkte es, daß er den Gefahren von Dolch und Gift immer wieder entkam. Da erkannten die wilden Gesellen, deren es in einer großen Stadt immer gibt, daß hier nicht mehr der richtige Ort für ihr Treiben sein möchte. Ruhe und Sicherheit kehrten allenthalben ein und der einzige, der unzufrieden dreinblickte, war Meister Hämmerlein, dessen Geschäft als Freimann und Folterknecht so wenig einträglich zu werden begann, daß er sich genötigt sah, einen Handel mit altem Eisen zu eröffnen.

III.

Eines Tages erschien im Laden des Hieronymus ein blutjunges Mägdlein, das ein wirksam Buch über Zauberei und Hexenkünste begehrte. „Ei, Jungfräulein,“ versetzte der Meister, „was wollt Ihr mit dem Buche?“ Allein das Mägdlein wollte keine Auskunft geben und bestand auf seinem Begehren. Auf einen guten Batzen sollte es ihr nicht ankommen. „Jungfräulein,“ sprach Hieronymus ernst, „seht Ihr die prächtige messingbeschlagene Bibel dort? Sie ist das zehnfache wert von Eurem Angebot und doch bin ich bereit, sie Euch um ein Geringes zu geben, denn Eurer Jugend ziemt es, sich an frommen Sprüchen zu erbauen, aber nicht Hexerei und Teufelskunst zu treiben.“ — „Ei, Meister,“ meinte das Mägdlein keck, „was redet Ihr so? Die ganze Stadt weiß doch, daß Ihr mehr könnt, als nur trocken Brot essen!?“ — „Wer mich schwarzer Künste zeiht, ist ein Verleumder!“ rief Hieronymus. „Wer seid Ihr, Jungfräulein, daß Ihr mir so zu reden wagt?“ — „Concettina heiß ich,“ versetzte die Kleine schnippisch. „Wollt Ihr mir nun mein Büchlein geben oder nicht?“ — Da warf Hieronymus zornig das Buch auf den Tisch und rief: „Was geht mich Euer Seelenheil an? Ihr werdet bald selber sehen, wieviel es mit den albernen Zauberkünsten auf sich hat. Und Eure Silberlinge mögt Ihr nur behalten!“

Meister Hieronymus hatte den Vorfall schon vergessen, da erschien eines Tages die schwarzäugige Concettina wieder in seinem Laden. „Ich bringe Euch das Buch zurück, Meister,“ sagte sie. „Ihr hattet recht, all der Spuk ist nichts nütz gewesen.“ — „Seht Ihr wohl!“ versetzte erfreut Hieronymus. „Haltet lieber allmorgendlich zu Maria am Gestade oder zu St. Stefan Zwiesprach mit der heiligen Jungfrau, dann wird Euren Wünschen Erfüllung winken.“ — „Ach, wenn ich dessen nur sicher wäre,“ seufzte Concettina. „Mein ist ein gar so traurig Los!“ Und auf Hieronymus' Befragen erzählte sie, wie sie und ihre Mutter mit dem Vater aus Welschland herübergekommen seien. Der Mann wollte hier in Kaisers Dienste treten, aber die Mutter ward krank und mürrisch und dem wilden Gesellen behagte das Leben hier nicht, da verließ er eines Tages Weib und Kind und zog auf Nimmerwiedersehen in die Ferne. Nun mußte Concettina mit feinen Stickereien auf Wämsern und Schauben ihr und der Mutter Dasein fristen, und die Alte lag seit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0006

Jahren schon zu Bett und konnte nicht sterben und quälte das Mägdlein aufs Blut. Nie durfte sie mit einem Menschen sprechen, selbst zum Brunnen durfte sie nicht zu der Zeit gehen, da andere Mädchen dort plaudernd standen. Noch niemals war sie über Land gewesen und hätte doch auch gerne unter einer Linde getanzt im Maien! Und wenn sie doch einmal verspätet heimkam, wurde sie braun und blau geprügelt mit einem Krückstock, der stets seinen Platz neben dem Bette der Mutter haben mußte. Wohl hatte sie schon versucht, den Stock zu verstecken, aber dann war die Alte in solch' Greinen und Gezeter ausgebrochen, daß die herbeistürzenden Nachbarn vermeinten, es gehe ihr an Leib und Leben. Ach, es war ein traurig Dasein, und wohl hätte es einiger Hexenkunst bedurft, um es erträglich zu gestalten.

Hieronymus aber, der bedächtig zugehört hatte, meinte: „Jungfräulein, so will es uns scheinen, als sei manches zu unserem Verderben, was dennoch Heil bringt. Auch ich habe einst schwer und murrend mein niedrig Los auf mich genommen und heute, wo der bösen Taten Zahl so viel geringer geworden ist, erkenne ich wohl, warum der Heiland mir diese Gabe verlieh. Geduld müßt Ihr haben, Jungfräulein, Ihr seid ja so herrlich jung, es wird alles gut werden."

„Ja, wer so fromm wäre wie Ihr!" versetzte Concettina. Da ging Hieronymus nach rückwärts und holte einen Rosenkranz mit einem alten Silberkränzlein von edler venezianischer Arbeit daran und faltete Concettinas Hände darum und sprach: „Dies sollt Ihr haben, damit Ihr beten lernt."

„Ach, was seid Ihr gut, Meister!" sprach Concettina und schlug die schwarzen Augen zu ihm auf. „Wenn ich doch manches Mal mit Euch reden dürfte! Mich dünkt, ich würde dann besser werden!"

Als aber Concettina gegangen war, da schien es dem Hieronymus, als sei es finster in seinem Laden geworden, als läge Staub überall und als röchen die Bücher muffig. Wenig Freude hatte er sein Lebtag an Minne gehabt, und nun war er vollends aus den Jahren heraus, da man eines Mägdleins denkt. Nun aber ward ihm seltsam warm, und ohne daß er sich selbst Rechenschaft zu geben vermochte, wünschte er, sie möchte bald wiederkommen.

(Schluß folgt.)

Der Blütenerwecker.

(Hanasaki jiji.)

Aus dem Japanischen übersetzt von Dr. Junghans.

Vor langer, langer Zeit — wann und wo ist nicht mehr bekannt — lebte einmal ein altes Ehepaar. Zwar waren beide nur arm und mußten sich kümmerlich ihr Brot erwerben, aber sie waren glücklich und zufrieden, nur eines fehlte ihnen: sie hatten keine Kinder. Um nun nicht ganz einsam zu sein, kauften sie sich einen Hund, den sie Schiro nannten, und diesem Schiro wandten sie ihre ganze Liebe zu.

Es heißt in einem bekannten Sprichwort: Eine Katze vergißt die ihr bewiesene Freundlichkeit von drei Jahren in drei Tagen, ein Hund dagegen gedenkt der Freundlichkeit von drei Tagen noch nach drei Jahren. Da nun der alte Mann und die alte Frau Schiro wie ihr eigen Kind liebten, so war dieser ihnen stets dankbar. Jeden Tag, wenn sein Herr in das Gebirge ging, um Brennholz zu sammeln, begleitete ihn Schiro, nachts bewachte er getreulich Haus und Hof. So gewann das alte Ehepaar seinen Schiro von Tag zu Tag lieber. So oft die beiden Alten etwas Gutes zu essen hatten, gaben sie zunächst ihrem Hündlein einen Leckerbissen, wenn sie auch für sich selbst nur wenig hatten, denn nichts machte sie so froh, als wenn sie ihren lieben Schiro zufrieden sahen.

Dicht bei dem alten Ehepaar im Nachbarhäuschen wohnte ein anderes altes Ehepaar, aber — leider muß ich es sagen — diese waren ganz anders gesonnen und hatten gegen Schiro eine entschiedene Abneigung. Es genügte schon, daß er zu ihrer Küchentür hineinschaute, um sie dazu zu bringen, laut schreiend auf ihn loszustürzen, gerade als hätte er ihnen bereits ihre Fischmahlzeit geraubt, oder sie warfen gar Holzstücke und was sie sonst gerade zur Hand hatten, nach ihm, und manches Mal kam der arme Schiro hinkend nach Hause.

Eines Tages, als der alte Mann gerade beim Frühstück saß, begann Schiro hinter dem Hause im Felde fortgesetzt laut zu bellen, so daß der alte Mann glaubte, daß vielleicht seine alten Feinde, die Krähen, wieder einmal dort Unfug trieben. Er ging also aus, nach der Ursache zu forschen. Da kam auch schon Schiro zu seinem Herrn gesprungen, faßte des alten Mannes Rock zwischen die Zähne und zerrte ihn in eine Ecke des Feldes: dort begann er heftig an der Erde unter einem großen Ulmenbaum zu kratzen und zu scharren. Der alte Mann war sehr erstaunt über Schiros Gebaren. „Was soll das?" fragte er, „was hast du vor, Schiro?"

Schiro schnupperte an der Erde und begann zu bellen: „Wauwau, wauwau, hier grab! hier grab!"

Endlich begriff der alte Mann, was sein Hund meinte: sicher war etwas unter dem Baume verborgen!

„Ja, ja, ich habe verstanden," sagte er, holte sogleich einen Spaten von der Scheune und fing an zu graben dort, wo Schiro gescharrt hatte. Bald gab der Spaten einen metallischen Klang, und etwas Glänzendes und Glitzerndes zeigte sich.

„Was mag das sein?" rief der alte Mann aus, und zog es aus der Erde heraus. Und war es zu glauben! Es war ein großer Klumpen Gold!

Erstaunt über diese Entdeckung, fuhr der alte Mann fort zu graben, und je länger er grub, desto mehr Klumpen kamen zum Vorschein, bis er schließlich einen ganzen Haufen zusammen hatte. Schnell holte der alte Mann seine Frau und beide brachten den Schatz nach Haus. Natürlich behielt der alte Mann das Gold, und warum auch nicht; es war doch sein Feld!

Am anderen Tage kam der lästige alte Nachbar und fragte sehr verschmitzt, ob man ihm nicht den Schiro auf kurze Zeit leihen wolle. Der alte Mann dachte: das ist doch seltsam, daß der Nachbar meinen Schiro leihen will, den er sonst immer so grausam behandelt hat! Aber er war gutmütig und gefällig und meinte: „Gewiß, wenn Ihr ihn braucht, so nehmt ihn nur mit!" Und so ward Schiro an den Nachbar verborgt.

Der verruchte alte Mann, befriedigt durch seinen Erfolg, kam mit selbstgefälligem Lächeln nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Sieh, Frau, ich schmeichelte dem alten Mann seinen Hund ab, und jetzt denke einmal, welche Reichtümer er uns bringen soll. Gib mir sogleich meinen Spaten!" Im nächsten Augenblicke war er mit dem Spaten in der Hand auf seinem kleinen Felde hinter dem Hause, wo gerade solch ein Ulmenbaum stand, wie ihn der Nachbar hatte. Darauf sagte er zu Schiro: „Sieh, hier, Schiro; wenn unter eurem Ulmenbaume Goldklumpen sind, warum sollen nicht auch unter dem meinigen solche sein? Flink, grab hier und suche! Flink!" Und indem er Schiro mit der rechten Hand faßte, stieß er seine Schnauze auf die Erde, so daß der arme Hund scharren mußte, er mochte wollen oder nicht. Der alte Nachbar war entzückt und rief: „O, ist es hier? Nicht wahr, hier! Gut, scher dich fort, ich brauche dich nicht mehr, ich will allein graben!" Er spuckte in die Hände und stieß seinen Spaten mit Macht in die Erde. „Was ist das!" rief er bald ärgerlich, „noch kein Gold da? Ich muß wohl noch tiefer graben."

Aber obwohl er zwei- oder dreimal den Spaten tief in die Erde stieß, nur ein paar alte Strohsandalen kamen ans Licht, von Gold keine Spur. „Das muß gut vergraben sein," brummte er, und fuhr fort zu arbeiten. Zuletzt aber kam nur noch schwarzer Schlamm heraus und füllte das Loch, das er soeben gegraben hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0007

Copyright Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Das Zebra als Reittier. (Text s. S. 88.)

Als der alte Mann den Schlamm sah, ergriff ihn eine schreckliche Wut, er wandte sich zu Schiro und schrie ihn an: „Verwünschtes, nichtswürdiges Vieh, du bist ein Schurke! Du wagst es, deinem Nachbar Schlamm zu bieten, während du deinem Herrn Gold verschafft, das sollst du büßen!" Mit diesen Worten schlug er den armen Schiro, der nicht entrinnen konnte, mit dem Spaten eine schwere Wunde. Es war Schiros Todeswunde! Er taumelte und fiel tot zu Boden. Der alte Mann warf den Körper in das Loch, deckte ihn mit Erde zu und ging ganz ruhig nach Hause, als ob sich nichts besonderes ereignet hätte.

Als Schiro nun zu seinem Herrn noch immer nicht zurückkehrte, wurde der alte Mann unruhig und machte sich eines Tages auf den Weg, ihn zu holen. „Wie geht es meinem Hunde Schiro?" fragte er seinen Nachbar, „bitte, gebt ihn mir zurück, wenn Ihr ihn nicht mehr braucht!" — Aber der Nachbar erwiderte mit gleichgiltiger, unverschämter Miene: „Ihr meint den Schiro, nicht wahr? Ja, den habe ich neulich totgeschlagen."

„Was, meinen Schiro totgeschlagen!" Der alte Mann war außer sich. „Totgeschlagen! Warum habt Ihr ihn denn totgeschlagen?"

Da begann der Nachbar ganz frech zu erwidern: „Ich bin gewiß nicht so, daß ich ein unschuldiges Geschöpf ohne Grund töte. Hört mir zu! Ich lieh ihn mir und beauftragte ihn, mein Feld zu bewachen, denn die verwünschten Füchse hatten mir letzthin einen großen Schaden zugefügt. Er war jedoch so ungehorsam, daß er seinen Dienst vernachlässigte und nur noch essen und schlafen wollte. Außerdem verunreinigte er mir meine Wohnung. Ich war natürlich darüber aufgebracht, und es mag sein, daß ich ein wenig zu rauh mit ihm umging. Mag er auch für Euch von Wert gewesen sein, andere Leute, denen er Ärger genug bereitet hat, sind froh, daß sie ihn los sind."

„Als der alte Mann das hörte, begann er bitterlich zu weinen: „Ach, mein armer, kleiner Hund," jammerte er, „hätte ich das geahnt, ich wäre selbst gekommen und hätte mich demütig entschuldigt, hätte ich nur Schiros Leben damit gerettet."

Er schwieg vor Schmerz, schließlich aber ergab er sich in den harten Schicksalsschlag und sagte: „Was hilft es, über geschehene Dinge zu klagen! Hat Schiro wirklich Unrecht getan, so hat er sein Los verdient und ich kann nichts mehr dabei tun. Aber ich möchte wenigstens seinen Körper mitnehmen, den werdet Ihr mir doch geben!"

„Das ist unmöglich," erwiderte der Nachbar, „denn ich habe ihn bereits vor einigen Tagen unter dem Ulmenbaum im Garten vergraben."

„Was soll ich nun anfangen," sagte der alte Mann. „Ich kann ihn natürlich nicht wieder ausgraben!" Plötzlich kam ihm ein Gedanke und er fragte: „Würdet Ihr wohl so freundlich sein und mir den Ulmenbaum verkaufen?" fragte er ihn.

„Meinen Ulmenbaum?" rief der Nachbar erstaunt, „gewiß, wenn Ihr ihn haben wollt! Ich sehe wenigstens keinen Grund, warum ich ihn Euch nicht verkaufen sollte. Aber wozu wollt Ihr ihn haben?"

„Es ist doch natürlich," versetzte der alte Mann, „daß ich ihn besitzen möchte, weil mein Schiro unter ihm ruht. Verkauft ihn mir, ich bitte euch darum!"

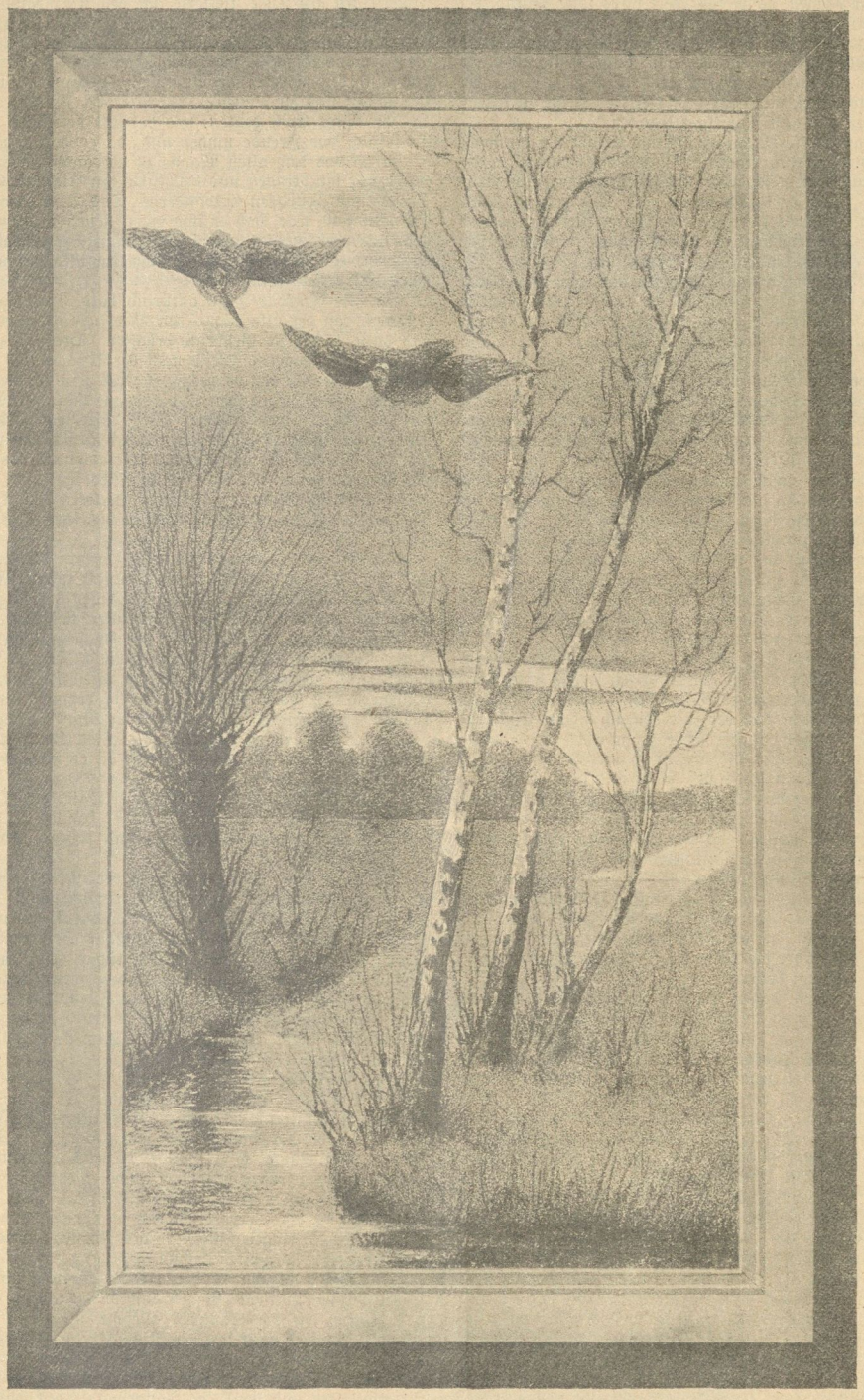
So kaufte der alte Mann den Ulmenbaum, dankte dem Nachbar und trug ihn weinend nach Haus; ihm schien, er brächte Schiros Körper heim.

Was denkt Ihr nun wohl, was er mit dem Baume machte! Er verfertigte daraus einen großen Mörser und eine Mörserkeule und fing an, Hirsekuchen zu stoßen. Der alte Mann stieß und die alte Frau half ihm dabei, indem sie die Hirse in den Mörser warf. „Lieber Schiro," sagten sie, „wir wollen dir Hirsebrei machen, du hast ihn doch immer so gern gehabt, warte nur, er ist gleich fertig." So sprachen sie, gerade als ob Schiro noch bei ihnen wäre.

Da ereignete sich etwas Seltsames! Aus einer Schaufel Hirse, die in den Mörser hineingetan wurde, wurden sogleich zwei Schaufeln, dann drei und mehr und immer mehr, so daß sich, ohne daß Hirse hinzukam, ein

Copyright Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Das Zebra als Zugtier. (Text s. S. 88.)



Oculi, da kommen sie!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0009

Strom von Hirsebrei ergoß, der entzückend schmeckte. — Die alten Eheleute wußten sich vor Staunen nicht zu fassen, sie dachten, es sei das Werk ihres toten Schiro, der sich ihnen dankbar erweisen wolle.

Auf welche Weise der alte Nachbar davon erfuhr, weiß man nicht; genug, es dauerte nicht lange, so klopfte er an ihre Tür und sagte: „Es tut mir leid, daß ich störe, aber ich möchte bitten, mir Euren Mörser und Keule zu leihen, ich möchte mir gern Hirsebrei bereiten."

Der arme alte Mann kannte aus Erfahrung die freche Art und Weise des Nachbars, fremdes Eigentum zu benutzen, und war daher nicht gerade sehr entgegenkommend zu ihm. Aber er dachte daran, daß Mörser und Keule aus dem Baume verfertigt seien, den er von ihm gekauft hatte, und vermochte nicht, das Ansinnen zurückzuweisen. So gab er denn traurig seine Schätze hin.

Mehrere Tage waren vergangen und noch immer war nichts von dem verborgten Mörser zu sehen. Schließlich fürchtete doch der alte Mann, es möchte damit etwas vorgegangen sein und fragte seinen Nachbar.

Der alte Nachbar saß gerade vor seinem Backofen, eifrig bemüht, irgend etwas zu verbrennen. Als er des alten Mannes Stimme hörte, blickte er auf und sagte ganz ruhig: „Ihr kommt wegen des Mörsers? Den habe ich zerschlagen und bin gerade dabei, ihn zu verbrennen."

„Was! Ihr verbrennt meinen Mörser!"

„Natürlich," sagte der andere, „Ihr könnt Euch doch denken, daß ich ihn nicht ohne Grund verbrannt habe, besonders da ich ihn erst von Euch geliehen hatte. Aber als ich neulich Hirsebrei stieß, kam ein schrecklicher schwarzer Schlamm heraus und verdarb mir meinen ganzen Hirsebrei, den ich mir mit so vieler Mühe bereitet hatte."

„Schwarzer Schlamm!" rief der alte Mann erstaunt.

„Ja, schwarzer Schlamm, bei jedem Schlag mit der Keule spritzte er aus dem Mörser heraus."

„Ich bin recht böse auf Euch," sagte der alte Mann, „wie konntet Ihr nur so jähzornig sein! Ich hätte Euch gern von meinem Hirsebrei gegeben. Aber es hat doch keinen Zweck mehr darüber zu reden, ich möchte Euch nur bitten, mir etwas von der Asche zu geben!"

„Wenn Ihr sie wollt, nehmt so viel Euch beliebt!"

Der alte Mann füllte den Korb und ging heim, und gutmütig, wie er war, trug er dem Nachbar keinen Groll nach. Zu Hause angelangt, nahm er die Asche und, ohne recht zu wissen, weshalb, begann er sie über seinen Garten zu streuen. Da geschah ein Wunder! Alle die kahlen, entblätterten Pflaumen- und Kirschbäume begannen zu blühen, obgleich es noch nicht Frühling war. Es war ein reizender Anblick! Der alte Mann war ganz hingerissen, klatschte entzückt in die Hände und stieß ein Freudengeschrei aus. Aber die Asche, die im Korbe geblieben war, stellte er sorgsam beiseite.

Nach einigen Tagen klopfte ein fremder Ritter an seine Tür und begehrte Einlaß. Als der alte Mann herauskam, redete er ihn sogleich an: „Ich komme vom Herrscher dieses Landes. Seiner Hoheit Lieblingsbaum ist vor kurzem eingegangen, keine Sorgfalt und Pflege vermochten ihn zu erhalten. Darüber ist Seine Hoheit ganz untröstlich. Zufällig hörten wir von der wunderbaren Asche, die Ihr habt. Deshalb folgt mir, bitte, sogleich aufs Schloß und seht, was Ihr für den Baum tun könnt!" Der alte Mann war zuerst verwirrt durch das unerwartete Anerbieten, faßte sich aber und sagte: „Gewiß habe ich solche Asche. Seiner Hoheit Wunsch ist für mich Befehl und ich hoffe, daß der Fürst bald seinen Lieblingsbaum blühend sieht."

Der Ritter bat den alten Mann, ihm sogleich zu folgen und so zogen sie fort, der Ritter voran, der alte Mann hinterher mit seinem Korb voll Asche. Bald gelangten sie zum Schloß des Fürsten.

Dieser wartete bereits ungeduldig auf sie, und kaum bekam er den alten Mann zu Gesicht, als er auch schon rief: „Willkommen, alter Freund, verzeiht meine Ungeduld, aber könnt Ihr nicht gleich ans Werk gehen! Ich warte hier unterdessen."

„Mit Ew. Hoheit Erlaubnis will ich sogleich anfangen," versetzte der alte Mann. Sogleich nahm er ruhig seinen Korb mit Asche, kletterte auf den Kirschbaum und setzte sich an einen passenden Platz. Er nahm eine Handvoll Asche und streute sie über den Gipfel des Baumes. Da — wunderbar! — die Zweige, die bis dahin trocken und erstorben waren, wie Brennholz, begannen plötzlich zu knospen und zu blühen.

Ihr könnt Euch denken, wie entzückt der Fürst war. Er sprang vor Freude umher und, da er daran dachte, daß er all das dem alten Manne zu verdanken habe, ließ er ihn vor sich bringen und beschenkte ihn reich mit Gold, Silber und kostbaren Gewändern. Das Beste, was er ihm aber gab, war, daß er ihm einen neuen Namen verlieh, indem er zu ihm sagte: „Ihr müßt von jetzt ab der Blütenerwecker heißen!" Froh nahm der alte Mann Abschied und kehrte heim.

Der alte Nachbar hatte natürlich bald Kunde davon erhalten, daß der alte Mann den Titel „Blütenerwecker" und dazu noch viele Geschenke erhalten hatte und suchte in seiner verschlagenen Weise nach der Ursache und fand auch bald heraus, daß es nichts anderes sein konnte, als die Asche des Mörsers, den er verbrannt hätte. „Was!" rief er aus, „diese Asche! Wer hätte das gedacht! Warum soll mir das nicht auch so glücken, als dem Nachbar, und diesmal brauche ich nicht einmal etwas von ihm zu borgen, denn ich habe noch Asche genug."

Schnell durchstöberte er seinen Backofen und kratzte sorgsam die Asche zusammen, als ob es seltene Schätze seien.

Mit seinem Korbe am Arm lief er auf die Straße und rief: „Hallo! Ich bin der berühmte Blütenerwecker! Ich bringe alle kahlen Bäume zum Blühen!" Alles lief zusammen, wo er seine Stimme erschallen ließ.

Nun ereignete es sich, daß der Fürst zufällig dies Rufen hörte. Er wandte sich zu seinen Dienern und sagte: „Es scheint, ich höre unsern alten Freund, den Blütenerwecker, vorbeigehen. Laßt ihn kommen, er soll uns zur Freude einige alte Bäume zum Blühen bringen."

Die Diener riefen sogleich den alten Nachbar ins Schloß und dieser war hocherfreut, da er sich am Ziel seiner Wünsche glaubte.

Als der Fürst ihn sah, argwöhnte er sogleich, daß nicht alles in Ordnung sei. „Wer seid Ihr?" fragte er, „gingt Ihr nicht soeben beim Tor vorbei und riefet: „Ich bin der Blütenerwecker"?"

„Es ist so, Ew. Hoheit," versetzte der alte Mann mit großer Unterwürfigkeit. „Das ist merkwürdig," sagte der Fürst überrascht, „ich kenne nur einen alten Blütenerwecker, aber Ihr mögt wohl ein Schüler von ihm sein."

„O nein," sagte schnell der Betrüger, „ich bin der richtige Blütenerwecker und der andere mein Schüler!"

„Das ist ja interessant," sagte der Fürst, „wenn Ihr der richtige Blütenerwecker seid, so ist Eure Kunst sicher bedeutender. Seht, hier steht ein kahler Baum, bringt ihn zum Blühen!"

Jetzt, dachte der alte Mann, ist meine Zeit gekommen, und er kletterte eilig auf den Baum. Er nahm eine Handvoll Asche, streute sie über die Äste und rief: „Flink, flink!" — aber der Baum blieb wie zuvor, keine Blüte erschien, nicht einmal eine Knospe. Der Alte dachte, es sei nicht genug gewesen, und warf immer mehr Asche aus.

Alles war vergebens! Keine Blüte kam zum Vorschein, aber die Asche verbreitete sich im Garten und flog schließlich in die Augen und Nase des Fürsten, bis dieser nicht länger an sich halten konnte.

Ganz außer sich vor Wut rief er: „Hinaus mit dir, falscher Blütenerwecker! Wie kannst du es wagen, mich zu betrügen, elender Schurke! Nehmt ihn fest, Trabanten!" Gleich darauf saß der Betrüger im Gefängnis.

Aber Schiros Herr wurde von Tag zu Tag reicher, dank dem Golde, das er unter dem Ulmenbaume ausgegraben hatte und dank der Freigebigkeit des Fürsten. Er lebte in Glück und Zufriedenheit, weit und breit bekannt als der berühmte alte „Blütenerwecker".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0010

Wie kann fromm derjenige sein,
Der das Schöne nicht liebt?
Da Frömmigkeit ist Lieb allein
Zum Schönsten, das es gibt.

Fürs Haus.

Auf Treue ruht das Königtum,
Auf Treue steht die ganze Welt;
Nur Treue ist der Herr der Welt;
Auf Treue aller Segen ruht.

Auf sich selbst.

Ich habe nicht stets Lust zu lesen,
Ich habe nicht stets Lust zu schreiben,
Ich habe nicht stets Lust zu denken,
Kurzum, nicht immer zu studieren.

Doch hab' ich allzeit Lust zu scherzen,
Doch hab' ich allzeit Lust zu lieben,
Doch hab' ich allzeit Lust zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr sauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Lust zu geizen,
Ihr habt ja allzeit Lust zu lehren,
Ihr habt ja allzeit Lust zu tadeln.

Was ihr tut, ist des Alters Folge,
Was ich tu', will die Jugend haben.
Ich gönn' euch eure Lust von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Lessing.

Wird die Menschheit wirklich nervöser?

Überall, wohin wir blicken, lesen wir davon, daß die Nerven unseres heutigen Geschlechtes viel weniger taugen, als die unserer Vorfahren, und die mannigfachsten Gründe werden für die Zunahme der Nervosität des menschlichen Geschlechts abgegeben. Da muß es denn tatsächlich angenehm berühren, wenn man auch einmal eine gegenteilige Ansicht hört, deren Begründung wissenschaftlich versucht wird, damit man nicht ganz den Glauben an die Nerven verliert. Mit aller Entschiedenheit wendet sich der Schwede Petrén in Lund gegen die landläufige Ansicht, daß die Menschheit in unserer Zeit überhaupt nervöser wird, und hält es als bisher völlig unbewiesen, daß die Häufigkeit der Neurasthenie sich überall oder im allgemeinen im Wachsen befinde. Wie er in der Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde auseinandersetzt, hat er gefunden, daß die Neurasthenie bei der Bauernbevölkerung in den betreffenden Gegenden — man pflegt ja immer auf die gesunden Nerven der Landleute hinzuweisen — gar nicht weniger häufig ist, als in den höheren Ständen und, was die Frauen anbetrifft, bei jenen weit öfter vorkommt. Diese merkwürdige Erscheinung glaubt Petrén auf den übermäßigen Alkoholgenuß der früheren Generationen der Bauernbevölkerung, ungünstige hygienische Verhältnisse und qualitativ unbefriedigende Nahrung zurückführen zu müssen. Auch der Ansicht, daß die Krankheit bei Männern häufiger vorkommt als bei Frauen, oder umgekehrt, widerspricht er im allgemeinen. Unter den Handarbeitern hat er vielmehr keinen sehr bedeutenden Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern gefunden, wenngleich auch das männliche etwas überwiegt. Anders steht es aber bei den mittleren und höheren Ständen. Hier konnte die Neurasthenie etwa doppelt so oft bei den Männern, als bei den Frauen festgestellt werden. Das ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß die forzierte, jagende Arbeit der Männer, ihr Kampf ums Dasein — oft eine Übersetzung von: ihr Streben, im sozialen Wettstreit möglichst viel zu erreichen — eine wichtige Ursache des nervösen Zustandes unter ihnen ausmacht. Die Frauen in den besser situierten Ständen hingegen haben im allgemeinen eine weniger anstrengende Aufgabe als die Männer, und führen überhaupt meist eine ruhigere Existenz. Bei den Handarbeitern und manchen Gewerben der mittleren Klasse hingegen müssen sich die Frauen, in fast demselben Maße wie die Männer, mit körperlicher Arbeit anstrengen, und ebenso treffen in vielen Arbeiterfamilien auch die ökonomischen Sorgen die Frauen mehr als die Männer. Werden somit vielleicht auch gewisse Gesellschaftsklassen an gewissen Orten durch ihre Arbeitsart und Lebensverhältnisse gegenwärtig mehr nervös als früher, so muß es doch noch zweifelhaft bleiben, ob die moderne Zivilisation, trotz allen Veränderungen, welche sie in unserem Leben bewirkt hat, wirklich eine gesteigerte nervöse Entartung verursacht habe. — Was der Verfasser so von Schweden sagt, gilt auch noch im allgemeinen von Deutschland, nur daß hier zu Ungunsten der Frauen besserer Stände die ungeheure Vergnügungssucht mit allen Nachteilen schwer ins Gewicht fällt.

Zu Tisch.

Gut Gericht — fröhlich Gesicht.

Schweinsrücken sauer bereitet. Der Schweinsrücken wird gesalzen, mit Essig begossen und bleibt darin über Nacht liegen. Auf etwas Fleischbrühe, Fett und Essig brät man ihn im Rohre unter fleißigem Begießen mit dem eigenen Saft.

Hauswirtschaft.

Nach getaner Arbeit
Ist schön die Ruhezeit.

Rohrstühle zu reinigen. Rohrgeflecht reinigt man mit Seifenwasser, dem man zuvor noch etwas Spiritus zusetzt. Natürlich muß die Politur der Stühle geschützt werden, was durch Auflegen von Tüchern geschieht. Man reibt mit einer kleinen, nicht zu harten Bürste, welche man öfters in die Seifenlösung taucht, das Rohrgeflecht ab, bestreut es, so lange es noch feucht ist, mit Schwefelpulver, läßt es bis zum Trockenwerden liegen und bürstet es dann mit trockener Bürste ab.

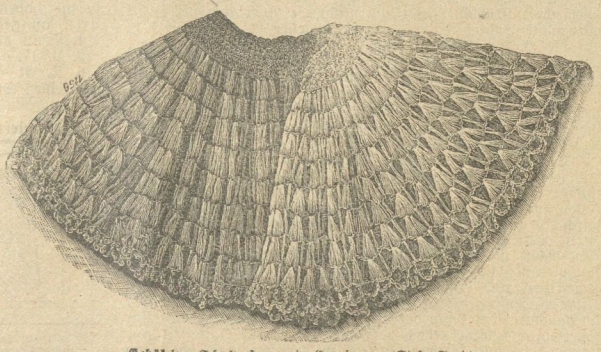
Nägel vor Rost zu schützen. Um Nägel, die im Freien gebraucht werden müssen, vor Rost zu schützen, erhitzt man sie rotglühend und wirft sie nachher in ein Gefäß mit Leinöl. Der Überzug, welcher sich dabei bildet, schutzt nicht nur vor Rost, er läßt auch die Nägel leichter ins Holz eindringen.

Arbeitskörbchen.

Segen ist der Mühe Preis.

Gehäkelter Schulterkragen in Capeform. (Hierzu Abbildung und Detail.) In beliebigen Farben ist der Kragen zu fertigen. Zu dem Modell, welches als wärmende Schutzhülle, als Ballumhang zu tragen bestimmt ist, war rosa- und cremefarbige Tibetwolle verarbeitet. Die Innenseite des doppelten, in zwei Teilen zu häkelnden Kragens war rosa, die Außenseite cremefarbig. Beide für sich fertiggestellte Teile werden zum Schluß am oberen Rande und an beiden Vorderrändern mit unsichtbaren Stichen zusammengenäht. Man beginnt jeden Teil am oberen, passenartigen Rande mit 54 Luftmaschen und häkelt reihenweise, am Anfang und Ende jeder Reihe den Faden gut befestigend. Die 1. bis 6. Reihe wird im Sternstich gehäkelt. (Siehe das naturgroße Detail.) Der Sternstich besteht aus je 4 langen, losen Schlingen, welche man mit einem Umschlag zusammen abmascht, wie der Pfeil auf dem Detail angibt, und 1 Luftmasche. Das Bilden der Schlingen findet statt zu Anfang der 1. Reihe durch 2 übergangsluftmaschen und durch 2 folgende Maschen des Anschlags, sodann aber stets durch den hinteren Gang des letzten Sternstiches, durch dieselbe M., in welche der letzte Sternstich gearbeitet wurde und um 2 M. des Anschlags. In der 3. Reihe muß 4mal, und in der 5. Reihe 6mal zugenommen werden. Das Zunehmen geschieht in gleichmäßigen Abständen, indem man einen aus 3 Schlingen bestehenden Sternstich zwischenhäkelt. (Siehe × auf dem Detail.) 7. R.: je 2 langgezogene St., 1 Lftm. und 2 langgezogene St. in eine M. der vor. R.; (jedes St. muß in der 7. bis 14. R. 4½ Zentimeter lang sein). 8. R.: 3 St., 1 Lftm. und 3 St. um 1 Lftm. der vor. R., † 1 St. zwischen die folg. 2 St.; 3 St.; 1 Lftm. und 3 St. um die folg. Lftm. der vor. R.; vom † fortlaufend wdhl. 9. bis 14. R. wie 8. R., nur greift das einzelne St. stets auf das einzelne St. der vor. R. 15. R.: 1 f. M. auf die 1. M. der vor. R., * 7 Lftm., von denen je eine lang, eine kurz ist, 1 f. M. in die Lftm. zwischen den 3 Stäbchen; 7 Luftmaschen, 1 feste Masche zwischen die folgenden 3 Stäbchen, vom * fortlaufend wiederholen.

Häkeldetail zum Schulterkragen.



Gehäkelter Schulterkragen in Capeform. (Siehe Text.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexier-Bild.

Wo ist der Schloßgeist?

In der Straßenbahn. Schaffner: „Zwei Fahrscheine a „zehn", macht zwanzig Pfennig, liebe Frau!" — „Na, nu, ick denke, een Kind is frei?" — Schaffner: „Ja, ein Kind, was Sie auf dem Arm tragen!" — „Na, tragen Sie mal so'n vierzehnjährigen Bengel uff'n Arm!"

Fatal. Gerichtspräsident: „Sind Sie verheiratet?" — Angeklagter (gemütlich): „Na, das müssen Sie doch wissen, Herr Präsident . . . Sie lassen ja bei meiner Frau waschen und sind ihr noch zwölf Kronen für die Wäsche schuldig!" —

Ein teures „T". Professor (im Hotel seine Rechnung musternd): „Herr Oberkellner, bei dem Roquefor(t) fehlt noch ein „T". — Oberkellner: „Ach so, Herr Professor! — Ein Tee macht 50 Pfennig."

Ein Antierfeind. „Die Bevölkerungszahl Frankreichs geht rapid zurück." — „Kein Wunder, wenn's dort so viele Automobile gibt."

Prompte Auskunft. „Warum weinst du denn, Kleiner?" — „Hu! hu! hu! — Der Karl hat mir meine Butterstulle in den Kanal geworfen!" — „Mit Absicht?" — „Nee, mit Käse."

Zu unseren Bildern.

Der Hitzeschleier für die Feuerwehr. (Bild s. S. 81.) Eine vielversprechende Einfindung gelangte vor kurzem zur Einführung in die Praxis. Es ist dies ein nach den Ideen von Branddirektor Winkler, Detmold, von E. Doehring, Leopoldshöhe (Lippe), gefertigter und in den Verkehr gebrachter Hitzeschleier. Für die Feuerwehren, sowie für alle, die sich einem Brandherde nähern müssen, ist das, nach den Prinzipien der Daogschen Sicherheitslampe und der Doppelfenster (stehende Luftschicht) gefertigte netzartige Rohrfasergewebe, die wirksamste Sicherheit gegen die versengende Wirkung der Hitze auf die Haut. Die eminente Praktischkeit des Schleiers, der naß am Helme befestigt wird und in dessen Gewebe die Feuchtigkeit anhält, wurde patentamtlich anerkannt und an verschiedenen Orten erprobt und hat sich hierbei glänzend bewährt. So führte z. B. Branddirektor Schöbel in Köln a. Rh. nach mehreren erfolgreichen Versuchen den Hitzeschleier bei seiner 200 Mann starken Wehr allgemein ein.

Das Zebra als Zug- und Reittier. (Hierzu 2 Abb. S. 84.) Bis noch vor kurzer Zeit galt das Zebra für unzähmbar und undressierbar. Alle Versuche, es einzuspannen oder einzureiten, wurden durch die scheinbar unaustilgbare Wildheit und durch das heimtückische Benehmen des schmucken Einhufers vereitelt, obgleich sein ganzer Bau und seine körperlichen Anlagen zum Reit- und Zugtier prädestiniert schienen. Sobald nur Zaum und Geschirr angelegt waren, ging das Beißen, Schmeißen und Hinwerfen und Rückenwälzen los, vor allen Dingen aber der direkte Angriff auf den Dresseur. Hagenbeck in Hamburg war dann der erste, dem eine annähernde Dressur des Zebras gelang, jedoch verleidete die Unzuverlässigkeit und Launenhaftigkeit weitere Fortschritte. Neuerdings hat man Mittel und Wege gefunden, den starren Sinn des Zebra zu beugen und in größerem Umfange dasselbe nutzbar gemacht. Die in Deutsch-Ostafrika, in der Nähe des Kilimandscharo, geborenen Tiere, ein Hengst und eine Stute, wurden z. B. jetzt nach Deutschland gebracht, haben sich hier vortrefflich akklimatisiert und als sehr geeignet und zuverlässig, sowohl als Zugtiere wie unter dem Sattel erwiesen, da ihre Ausdauer, Tragfähigkeit (auch als Reittiere für Erwachsene) und Schnelligkeit die besten Aussichten bieten.

Königszug.

schat
le ten des
bens des wie wal in
dam rand die an ste he net
mat mern wie län ich le das seg fel
ten der de der bere nachts land still und die gip
strom wie sil band der denn der geht über
ein ret rüh wald wand sen herr
die wip aber der fel
fel traum von
im

Kapselrätsel.

Löwennatur, Jeremiade, Mandarine, Feiertag, Kanone, Breitengrad, Anselm, Stute, Besorgung, Teekanne, Reiterei, Waschanstalt, Meerkatze, Milchzähne, Forellen.

Es ist der Anfang eines bekannten, oft zitierten Liedes zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Rätsel-Auflösungen voriger Nummer:

Skataufgabe.

Kartenverteilung:

V. bB, aK, D, 9, 7; b8; c9, 8, 7; d8.
M. cB, aA, 10, 8; dA, 10, K, D, 9, 7.
H. bB, bA, 10, K, D, 9, 7; cA, K, D.
Skat: aB, c10.

Spiel:

1. V. d8, d7, cA (V 11). 2. V. c7, aA, cD (H 14).
3. H. b7, b8, a10 (V 10). 4. V. a7, a8, cK (H 14).

H zieht dB, worauf V alle Stiche nehmen muß. Die Gegner haben nur 18 erhalten, V jedoch 90. Spielt V a (Eichel, Treff) an, geht das Spiel:

1. V. a9, a8, cA (V 11). 2. V. aD, a10, cK (M 17).
3. M. d7, cD, d8 (V 3). 4. V. aK, aA, bA (M 26).
5. M. cB. — V muß nun alle Stiche nehmen und H erhält gar keinen Stich.

Vexierbild-Auflösung.

Logogriph.

Schlacht, Schacht,
Schach.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privatanzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 15 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 22. | Nebra, Sonnabend den 17. März 1906. | 19. Jahrgang.

Aus Serbien.

Über die Lage in Serbien läßt sich der Ber. Cour.' von einem Mitarbeiter interessante Einzelheiten berichten.

Das Ministerium Stojanowich, dessen Herrlichkeit nicht volle zehn Monate gedauert hat, ist vor wenigen Tagen zurückgetreten, nachdem es durch seine Unfähigkeit soviel Unheil als nur möglich angerichtet hatte. Durch seine überkluge Politik, die sich am Ende als recht kläglich herausgestellt hat, ist die kostbarste Zeit verloren gegangen, in der Serbien mit Österreich-Ungarn, von dem es wirtschaftlich völlig abhängig ist, wenn nicht einen Handelsvertrag, so doch wenigstens ein Handelsprovisorium hätte zustandebringen können, womit der Eintritt eines vertragslosen Zustandes vom 1. März ab verhindert worden wäre.

Den Anlauf zu einer „wirtschaftlichen Befreiung" von Österreich-Ungarn hat man in Belgrad schon einige Male genommen, aber jedesmal endigte er mit einem großen Mißerfolg, dessen Kosten die serbische Landwirtschaft und die serbische Handelswelt zu tragen hatten.

Der Streit dreht sich sodesmal um die sog. Veterinär-Konvention, die Serbien von Österreich-Ungarn unablässig fordert. Die Ausfuhr von serbischem Vieh, insbesondere von Schweinen, nach Ungarn ist sehr bedeutend. Aber der ganze Handel hat unter der großen Unsicherheit zu leiden, die von der Handhabung der Veterinärpolizei an der Grenze bedingt ist. In der Praxis haben sich die Dinge so gestaltet, daß jedesmal, wenn der Schweinemarkt in Steinbruch an einer Überladung leidet, und die Preise fast [illegible] Sperre gegen Serbien als eine Art Ventil angewandt wird. In Belgrad hat man daher immer eine Veterinär-Konvention gefordert, durch welche eine unbegründete Zurückweisung von serbischem Vieh an der Grenze verhütet werden sollte. Diese Forderung wird man jedoch in Budapest — in Wien denkt man darüber ganz anders — niemals zugestehen. Und wie sich auch die Verhältnisse in Österreich-Ungarn handelspolitisch gestalten mögen, in Ungarn wird man keineswegs eine unbegrenzte Zulassung serbischer Schweine billigen. Tritt ein Zollkrieg ein, so wird man da auch jede Durchfuhr von lebendigem und von geschlachtetem Vieh verbieten. Serbien muß daher, da es eine andre Ausfuhrstraße nicht besitzt, von zwei Übeln das kleinere wählen und die Dinge beim alten lassen.

Selbst wenn die Zollunion mit Bulgarien, durch die man sich einen andern Weg für die serbische Ausfuhr bahnen wollte, etwas mehr als eine Einbildung war, ist doch jedenfalls zurzeit an eine praktische Durchführung solcher für die fernere Zukunft geltenden Pläne nicht zu denken.

In Serbien ist man nun des Kampfes herzlich müde und der vertragslose Zustand dürfte doch in nächster Zeit durch die Vereinbarung eines Handelsprovisoriums aufhören. Es wäre aber dringend zu wünschen, daß bei dieser Gelegenheit auch die politischen Verhältnisse eine gründliche Besserung fänden. In Belgrad spielen sich seit der Thronbesteigung des Königs Peter die Ereignisse genau so ab, wie in der Zeit der Regenschaft und während der zehnjährigen Regierung des unglücklichen Königs Alexander. Es werden auch fast bei allen Krisen dieselben Namen genannt, und auch die Reihenfolge der sich ablösenden Regierungen bleibt dieselbe. Die radikale Partei ist in mehrere Gruppen gespalten, und in den meisten Fragen handelt es sich gar nicht um sachliche, sondern um rein persönliche Differenzen. König Milan, und später auch König Alexander, pflegte sich in solchen Fällen dadurch zu helfen, daß er mit der parlamentarischen Regierung brach und ein Geschäftsministerium berief. Die serbische Geschichte der letzten Zeit zeigt, daß eine solche Regierung, die von Parteihader unbeeinflußt blieb, immer die ersprießlichste war. Indessen wäre es für König Peter, der immerhin mit seiner Vergangenheit zu rechnen hat, nicht raisam, ebenfalls eine parlamentslose Regierung zu schaffen. Sogar das häufige Auflösen der Skupschtina, das bei jedem Regierungswechsel unvermeidlich zu sein scheint, dürfte sich für den jetzigen serbischen Herrscher wenig eignen. König Peter zeigt sich auch bestrebt, dem nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen; er weiß, wie wenig das ewige Wahlfieber dem Lande und dessen ruhiger Entwickelung zuträglich ist. Seine Bemühungen gehen daher augenscheinlich nach der Richtung der Verständigung zwischen den radikalen Gruppen, doch ist, wie schon bekannt, bisher ein Erfolg darin noch nicht zu erreichen gewesen.

Die endgültige Entscheidung über die Bildung eines neuen Ministeriums, womit zunächst General Gruitsch betraut worden ist, wird auch für die auswärtige Politik Serbiens von großer Bedeutung sein. In Belgrad zeigte man sich in der letzten Zeit dem von Sofia aus geübten Einfluß sehr zugänglich. Es wäre zu wünschen, daß man den Mut gewänne, mit dieser Politik der Unruhe und der Unberechenbarkeit zu brechen. Ob sie Bulgarien Nutzen bringen wird, ist noch sehr zweifelhaft — Serbien aber hat bisher nur Nachteile von ihr erfahren.

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag erledigte am Dienstag eine Anzahl kleinerer Etats nahezu ohne Debatte. Auch der Gesetzentwurf betr. die Entlastung des Invalidenfonds wurde debattelos in zweiter Beratung erledigt. Es folgte der dritte Nachtragsetat mit den Forderungen für Ostafrika. Abg. Erzberger (Zentr.) griff das ganze bisherige System der Kolonialverwaltung an. Er führte den Fall des Hauptmanns Kommenberg und den des Gerichtssekretärs Koch an, der schon in der Kommission eine Rolle gespielt hat, und beschäftigte die Verwaltung des Berufungssystems. In der Errichtung religionsloser Regierungsschulen in Ostafrika, der Begünstigung des Mohammedanismus. Abg. Bebel (soz.) ergänzte die Ausführungen Erzbergers in einigen Punkten, namentlich in bezug auf den Fall Kommenberg. Kolonialdirektor Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg legte seine Grundsätze über Kolonialpolitik, über die Vorbildung von Kolonialbeamten und über die Religionsgebräuche der Eingeborenen dar. Er suchte besonders die Beschränkungen des Zentrums zu zerstreuen, als ob wir in Ostafrika den Mohammedanismus begünstigten.

Am 14. d. steht zur Beratung der freisinnige Antrag auf Beseitigung der landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechts für Frauen durch Reichsgesetz.

Abg. Pachnicke (frs. Vgg.): Der Antrag unterscheidet sich von den ähnlichen in früheren Sessionen von uns gestellten Anträgen dadurch, daß er im allgemeinen die landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechts für Frauen beseitigen will, während die früheren Anträge den Frauen die Angehörigkeit zu Vereinen mit sozialpolitischen Zwecken gestatten wollte. Das Reichsgericht und das Kammergericht haben die Teilnahme von Frauen an politischen Versammlungen und ihre Angehörigkeit zu politischen Vereinen sehr eng begrenzt. Demgegenüber macht es nichts aus, daß der Berliner Polizeipräsident und der preußische Minister des Innern den Polizeibeamten eine gewisse Latitüde gegeben haben, Frauen zwar in Versammlungen als Zuschauerinnen, nicht aber als Teilnehmerinnen zu dulden. In Sachsen und Mecklenburg ist es noch ungünstiger. Deshalb wünschen wir, daß das Reich in dieser Frage vorangeht.

Abg. Bassermann (nat.-lib.): Meine Freunde sympathisieren mit dem vorliegenden Antrage durchaus. Wenn auch ein Notgesetz zur Regelung dieses Kapitels des Vereins- und Versammlungsrechts notwendig, so hoffen wir doch, daß der Reichskanzler die Gleichstellung der Frauen endlich herbeiführen wird.

Abg. Sinbermann (soz.): Meine Freunde werden für den Antrag Pachnicke stimmen, wenn wir auch das gleiche Wahlrecht auch für die Frauen verlangen. Was nützt denn den Frauen das Versammlungsrecht, wenn sie nicht in der Lage sind, in den Parlamenten ihre Anschauungen und Rechte zu vertreten? Mit dem pflaumweichen Auftreten wird nichts erreicht. Wir verlangen Beseitigung aller Gesetze, die die Frauen in ihrer Bewegungsfreiheit hemmen.

Abg. Müller-Meiningen (frs. Vp.): Unser Vereins- und Versammlungsrecht ist ein Überbleibsel des alten Polizeistaates Preußen. Von den dreißig Millionen deutschen Frauen stehen heute schon sieben Millionen im Erwerbsleben. Der Begriff „politische Betätigung", zu der wir die Frau zugelassen wissen wollen, ist allerdings sehr dehnbar. Von den Vereinen liebe höchstens der Rauchklub „Blaue Wolke" als nichtpolitischer Verein übrig. Das „Ehret die Frauen" ist geradezu eine Verhöhnung, solange man sie auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts Unmündigen, Narren und Verbrechern gleichstellt.

Die Abgg. Lattmann (wirtsch. Vgg.) und Sippel (Pole), die ebenfalls zum Worte gemeldet sind, sind beim Aufruf nicht im Saale anwesend. Damit schließt die Beratung des Antrages, der darauf angenommen wird.

Darauf geht das Haus zur Beratung des Antrages der Polen über, der die Vorlegung eines Gesetzentwurfs betr. Abänderung des § 130 Str.-G.-B. fordert. § 130 Str.-G.-B. lautet: Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten gegeneinander öffentlich anreizt, wird mit Gefängnis bis zu 600 Mk. oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.

Abg. v. Chrzanowski (Pole) begründet den Antrag und verlangt, daß der dem Sinne des gedachten Paragraphen widersprechenden Interpretation der Begriffe der „Gefährdung des öffentlichen Friedens" sowie der „Anreizung zu Gewalttätigkeiten" seitens des Reichsgerichts Einhalt gelan werde. Redner geht auf die Bestrafung von Polen auf Grund dieses Paragraphen ein, die entweder Abzeichen mit dem polnischen weißen Adler oder Postkarten mit polnischen Aufschriften oder mit Abbildungen aus der polnischen Geschichte verbreitet haben. In den Kreisen des preußischen Volkes sei man überzeugt, daß die Richter mala fide (in böser Absicht) bei der Auslegung dieses Paragraphen handeln. (Vizepräsident Graf zu Stolberg ruft den Redner zur Ordnung.) Redner legt unter großer Heiterkeit außer den obigen Postkarten usw. eine polnische Mütze (Confederatka) auf den Tisch des Hauses, deren Tragen nach Ansicht preußischer Richter unter § 130 Str.-G.-B. fällt.

Abg. Stadthagen (soz.) führt Fälle von Verfolgung sozialdemokratischer Redakteure auf Grund des § 130 an und polemisiert gegen die zunehmende Anwendung politischer Tendenzprozesse.

Abg. Dove (frs. Vgg.): Auch wir wünschen eine Beseitigung der Mißgriffe, wie sie auf Grund dieses Paragraphen gar zu häufig vorkommen. Da wir in diesem Antrage diese Tendenz zu finden meinen, so stimmen wir ihm bei.

Abg. Bachem (Zentr.): Wir werden dem polnischen Antrage zustimmen, sofern ihm die Worte „seitens des Reichsgerichts" genommen und dadurch die Tendenz des Antrages verallgemeinert wird.

Die Abgg. Jessen (Däne) und Bruhn (Ant.) sprechen im Sinne des Abg. Bachem.

Abg. v. Ehrenwerth erklärt sich mit der Streichung der Worte „seitens des Reichsgerichts" einverstanden.

Darauf wird der im Sinne des Zentrums umgewandelte Antrag angenommen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Kaiser begab sich an Bord des „Kaiser Wilhelm II." nach Helgoland, um die dortigen Strandbefestigungen zu besichtigen.

* Das Befinden des Ministers v. Budde hat sich so gebessert, daß der Minister hofft, schon in wenigen Tagen wieder das Zimmer verlassen zu können.

* Die Budgetkommission des Reichstages setzte die Beratung des Marineetats fort und erledigte den Rest der einmaligen Ausgaben. Sodann beantragte Abg. Erzberger (Zentr.) eine Beschlußfassung, die bezweckt, die laufenden Ausgaben mehr als bisher aus dem Ordentlichen Etat zu bestreiten. Das entspreche der jahrelangen Arbeit des Abg. Richter, dem damit am Tage seiner Beisetzung ein Denkstein gesetzt werde. Die Beratung darüber wurde ausgesetzt. Das Extraordinarium wurde fast ohne Abweichung von den Vorschlägen der Regierung bewilligt, ebenso die Einnahme. Damit ist der Marineetat erledigt.

* Die Dienstvorschrift für das Meldeverfahren und den Nachrichtendienst bei Unfällen, Betriebsreformvorlage fort. Die Deutschen erklärten, daß sie einem Entwurf, der den Slawen die absolute Mehrheit im Hause gebe, nicht zustimmen könnten. Eine nationale Verständigung in Böhmen sei notwendig.

Frankreich.

* Das neue Ministerium ist nunmehr endlich gebildet. Es setzt sich aus Mitgliedern aller hauptsächlichen parlamentarischen Gruppen zusammen. Die einzelnen Mitglieder des neuen Kabinetts sind: Sarrien Präsidium und Justiz, Clemenceau Inneres (mit Sarraut als Unterstaatssekretär), Bourgeois Äußeres, Etienne Krieg, Thomson Marine, Briand Kultus und Unterricht, Doumergue Handel, Barthou öffentliche Arbeiten, Ruau Ackerbau, Poincaré Finanzen, Leygues Kolonien, Dujardin-Beaumetz Unterstaatssekretär für die schönen Künste, Gérard Unterstaatssekretär für Post. Das Programm, das das Kabinett Sarrien der Kammer vorlegen wird, bekundet bezüglich der Inventarfrage die Absicht der Regierung, ohne Einschreiten des Militärs durch strenge Anwendung der bestehenden Gesetze die Aufwiegler zu treffen. Die äußere Lage betreffend, erklärt das Ministerprogramm, Frankreich wünsche den mit den Forderungen seiner nationalen Ehre zu vereinbarenden Frieden.

England.

* Der Staatssekretär des Auswärtigen beantwortete eine Anfrage, die Auslieferung von Deserteuren zwischen Deutschland und Rußland betreffend, dahingehend, daß es keine Abmachung zwischen Rußland und Deutschland über gegenseitige Auslieferung von militärischen Deserteuren gäbe.

Spanien.

* Auf der Marokkokonferenz wurde in Erwartung neuer und entscheidender Instruktionen aus Paris die Einzelberatung in der Kommission fortgesetzt, wodurch der Fertigstellung des endgültigen Vorschlages einstweilen vorgearbeitet werden sollte. Soviel aber scheint jetzt schon sicher: Die Instruktionen, die die Pariser Regierung ingwischen ihren Vertretern in Algeciras erteilt hat, entsprechen den von den übrigen Delegierten gehegten Erwartungen bestimmt nicht, denn die Regierung zeigt sich weder in der Bank- noch in der Polizeifrage zu irgend einem nennenswerten Entgegenkommen bereit. Unter solchen Umständen ist es durchaus begreiflich, daß die hoffungsfrohe Stimmung, die ein paar Tage lang die Konferenz beherrscht, langsam wieder zu weichen beginnt. Man sieht immer deutlicher, daß sich in den Hauptfragen leider keine Einigung erzielen läßt.

Rußland.

* Mitglieder des Adels beschlossen die Einberufung eines nationalen Adelskongresses, um die Adligen zum Schutze ihrer Interessen zu vereinigen.

Balkanstaaten.

* Zehn türkische Soldaten überfielen einen die bulgarischen Grenzposten inspizierenden Offizier, entwaffneten und mißhandelten ihn und führten ihn schließlich in Haft. Die bulgarische Regierung verlangt von der Pforte schleunigste Genugtuung.

Amerika.

* Der am 11. d. erfolgte Tod des Präsidenten von Argentinien Manuel Quintana dürfte größere politische Veränderungen in der Republik nach sich ziehen. Nach einer Meldung aus Buenos Aires wird sich der neue Staatschef, der bisherige Vizepräsident der Republik und Senatspräsident Figueron Alcoria, wie seine besten Freunde versichern, keine vierzehn Tage behaupten können. Dem Chef der siegreichen Opposition Pellegrini, der im Parlament über eine Zweidrittelmajorität verfügt, wird es ein leichtes sein, eine Verfassungsänderung durchzuführen und selbst Präsident der Republik zu werden. Die Bevölkerung hofft indessen, daß eine Revolution sich werde vermeiden lassen.

Raubmörder Hennig ergriffen!

Der Stettiner Polizei ist es geglückt, am Mittwoch des Raubmörders Hennig habhaft zu werden, als er einen Fahrrad-Diebstahl verübte. Der Verhaftete, der sofort den Revolver zog und sich des Beamten durch Schüsse zu erwehren suchte, zeigte auf den ersten Augenblick so große Ähnlichkeit mit Hennig, daß man sofort Feststellungen in der Richtung vornahm, ob man es mit dem langgesuchten Mörder zu tun habe. Es stimmte nicht nur die genaue körperliche Untersuchung des Fahrraddiebes mit dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219060317-17/fragment/page=0013